

Handwritten text on the spine of the book, likely a title or author name, written in a cursive script. The text is oriented vertically along the spine.

Ph

3653

190







Paul Oskar Höcker

Das goldene Schiff

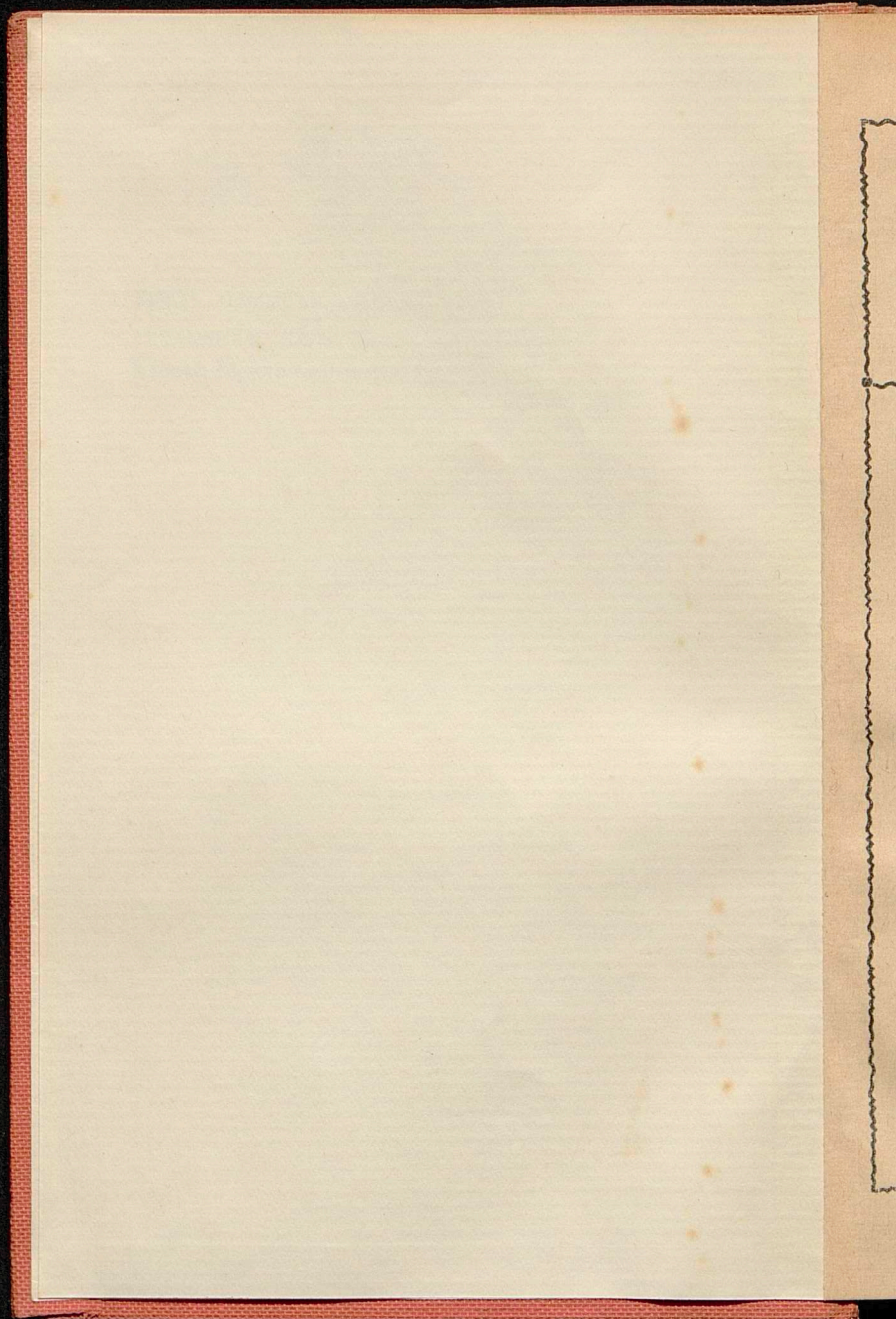


h
53
40

Ph 3653
190

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN
Fachbereich 16 - Germanistik
D Berlin 33, Habelschwerdter Allee 45

King
and



* Engelhorns *

Allgemeine Roman-Bibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.

26. Jahrgang.

Band 16.

Das goldene Schiff.

Roman

von

Paul Oskar Höcker.

Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

PK 3655
190

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten.



806178/4409

Carl Beckh, Hofbuchdruckerei, Stuttgart.

Frau Eve Olfers hatte mit ihrem Vorschlag einen unbestrittenen Erfolg. Die jungen Marineoffiziere gaben sogar eine regelrechte Beifallsalbe ab.

Man sollte auf dem Wohltätigkeitsfeste den zweiten Akt der „Fledermaus“ aufführen!

Alles sah sich nach der pikanten Rotblonden um. Die sie noch nicht näher kannten, erkundigten sich nach ihr.

„Ihren Mann kennen Sie doch. Olfers. Max Olfers. Er war früher in Südwest und hat jetzt die Schiffswerft Olfers & Co. hauptsächlich Motorboote. Sie ist erst seit ein paar Jahren hier in Kiel.“

„Natürlich eine Berlinerin?“

„Ja. Berlin WW. Kurfürstendamm. Eine geborene Arhausen.“

„Arhausen — o — der von der Centrale für Grundstückverwertung in Neu-Grünwald?“

„Stimmt. Übrigens ist sie die zweite Frau von Olfers. Aus erster Ehe ist eine erwachsene Tochter da.“

„Was Sie sagen. Sie ist doch selbst noch blutjung.“

„Wenigstens erste Frühzeit des Mittelalters.“

Erzelenz von Jesca, die Gattin des Admirals, die den vorbereitenden Ausschuß für das Kolonialfest einberufen hatte, war lächelnd zu Frau Olfers getreten. Ein paar Herren und Damen folgten. Frau Olfers stand am Kamin, die Teetasse in der Hand, und setzte in ihrer lebhaftesten Art ihren Vorschlag noch genauer auseinander.

„Erstens: für Strauß und die ‚Fledermaus‘ schwärmt jeder gebildete Mitteleuropäer. Zweitens haben Sie in dem einen Akt ganz bequem alles beisammen, was Sie wollen und brauchen. Und viel lustiger als sonstwo. Der gemischte Chor kann in Tätigkeit treten, und in der großen Gesellschaftszene ist beste Gelegenheit für die übrigen Solonummern: den Geigenvortrag vom Grafen Grote, die Rezitation von Frau von Eusebius . . . Und es hat noch den Vorzug, daß sämtliche Mitwirkende in den Kostümen auftreten können, die sie gerade besitzen — und die ihnen stehen. Denn der Akt spielt auf einem Kostümfest.“

„Wenn ich mich aber recht entsinne,“ ließ sich der etwas schwerfällige Korvettenkapitän von Eusebius vernehmen, „handelt sich's in der Strauß'schen Operette um eine Gesellschaft, die — hm — ein bißchen zweifelhaft ist, nicht? Ich weiß nicht, ob ich meine Frau werde bewegen können . . . sie wollte eigentlich den ‚Streif der Schmiede‘ vortragen.“

Auf den Gesichtern der jungen Offiziere malte sich heimliches Entsetzen.

„Lieber was Lustiges, Herr von Eusebius, bitte,“ warf Frau Olfers rasch ein, „dafür ist ja alles viel empfänglicher!“

„Ich danke ja meinem Schicksal, daß es mir Ihre allerliebste Kraft beschert hat,“ sagte die Erzellenz hernach gewinnend zu Frau Olfers. „Sie sind die geborene Festarrangeurin. — Nicht, Graf Grote?“

„Ich sagte schon dasselbe, Erzellenz. — Natürlich müssen Sie nun ins engere Komitee, gnädige Frau.“

„Rettungslos!“ warf ein älterer Seeoffizier a. D., der in Zivil steckte, dazwischen.

„Nein, nein, das duldet mein Mann nicht.“ Frau Olfers sah sich nicht ohne ein bißchen Koterrie im Kreise um, da von verschiedenen Seiten protestiert wurde. „Ich stehe nämlich sehr unterm Pantoffel. Ja, wirklich. Und nun ist mein Mann auch so viel leidend . . .“

„Wir schicken eine Abordnung, gnädige Frau, und eisen Sie los,“ rief Graf Grote.

„Nein, binden kann ich mich nicht. Wirklich nicht.“ Sie seufzte leicht auf, war dabei aber doch offenbar geschmeichelt, daß sich alle um sie bemühten.

„Aber auf die Mitwirkung Ihres Töchterchens dürfen wir doch rechnen, gnädige Frau? Es soll ja ein so scharmant es Geschöpf sein. Warum haben Sie die Kleine nicht mitgebracht?“

Frau Olfers zeigte eine etwas unmutige Miene. „Offen gestanden — gerade Ottis wegen halte ich mich persönlich in all den Dingen meistens zurück. Es ist zwischen uns nur ein geringer Altersunterschied, Sie verstehen, da ist mir's oft peinlich. . . . Abri gens hatt' ich ihr diesmal eifrig zugeredet. Aber gesellschaftliche Talente besitzt sie nun einmal ganz und gar nicht.“

In diesem Augenblick öffnete der Burfche die Flügeltür für einen Neuankömmling. Es war ein Zivilist, der ungefähr Ende der Zwanziger stehen mochte. Auf der Schwelle zum Damenzimmer blieb er stehen und sah sich

nach Bekannten um. Erfreut kam er auf Frau Olfers zu und gab ihr kameradschaftlich die Hand.

„Das ist aber nett, daß Sie da sind,“ sagte er lebhaft, „ich hab' mich ja ordentlich gefürchtet, hereinzukommen.“

„Was wir sehr wenig nett von Ihnen finden müssen, lieber Doktor Studradt,“ erwiderte Frau Olfers lächelnd. „Denn Exzellenz von Fesca ist die gütigste Wirtin, die Sie sich nur wünschen können.“

Der Ankömmling war der Hausfrau noch nicht bekannt. Frau Olfers stellte ihn vor. Sie tat es in ihrer flotten, immer etwas überlegenen Art. Auf ihren besonderen Vorschlag war Studradt zur Teilnahme an der Ausschusssitzung eingeladen worden. In dem sich hernach zwischen den Damen anschließenden Gespräch erfuhr die Exzellenz, daß Hans Studradt Doktor-Ingenieur war, vom Rhein stammte, die letzten beiden Jahre in Holland zu seiner praktischen Ausbildung auf verschiedenen Werften gearbeitet hatte und nun im Begriff stand, sich hier in Deutschland niederzulassen. Es hatten zwischen ihm und der Firma Olfers & Co. Verhandlungen wegen seines Eintrittes geschwebt; Studradt wollte aber einen größeren Betrieb vorziehen, an dem er sich mit Kapital beteiligen konnte.

Als Studradt von dem an der Seite des Hausherrn ausgeführten Rundgang durch die beiden Salons, wo er die Bekannten begrüßte und den Unbekannten vorgestellt wurde, allein zu Frau Olfers zurückkehrte, sagte er halblaut: „Wenn ich den Nidel nur wüßt, dem ich das Kommando zu verdanken hab'!“

Sie fand seine immer etwas draufgängerische Art, seine süddeutsche Gradheit und dabei die leichte Dialektfärbung sehr amüsant. „Welches Kommando?“

„Hier Ausschußmitglied zu sein.“

Sie lachte. „Ist das so schlimm?“

„Arg schlimm.“

„Warum haben Sie's dann angenommen?“

„Ich hab' müssen. Nolens volens. Der alte Herr hat gestern persönlich seine Karte bei mir abgegeben.“

„Exzellenz Fesca? Das finde ich reizend. Ein Zeichen, wie Sie geschätzt werden.“

„Ja, als Tanzbär und Verlobungskandidat.“ Er machte ein fast unglückliches Gesicht. „Und das war doch schon immer meine Anfechtung: Damen gegenüber Süßholz raspeln müssen, ist mir so gräßlich.“

„Man merkt's, Doktor.“

„Hab' ich wieder was Garstiges gesagt?“ Er senfte humoristisch. „Das geht doch bloß auf all die, die unserer heiraten soll.“

„Sie sind ungalant, Sie sind undankbar, und Sie haben davon keine Ahnung.“

„Nun ja, da sehen Sie selbst, wie schlecht ich mich für Festordnerämter und so was eigne.“ Beim Lachen zeigte er seine festen Zähne, die sich von dem wettergebräunten Gesicht hell abhoben. Seine ganze Erscheinung verriet den Sportsmann; er war groß und schlank, fast hager. Einen Bart trug er nicht. Zu dem braunen Haar bildeten die stahlgrauen Augen, die lebhaft und trotzig in die Welt blickten, einen wirkungsvollen Gegensatz. „Aber wo ist nur Fräulein Ottilie heute abend, gnädige Frau?“ fragte er, sich umblickend.

Zuerst schwieg sie darauf, zog bloß die Stirne kraus, und als sie auf die Wiederholung der Frage endlich Auskunft gab, klang ihr Ton spöttisch. Sie hatte sich, die halbgeleerte Teetasse noch immer in Händen, im Schaukelstuhl zurückgelehnt. Mit kurzen Stößen setzte sie ihn in leicht wippende Bewegung. „Lieber Freund, stellen Sie sich vor, es hat mir bisher noch keiner guten Tag gesagt, aber auch keiner hier im ganzen Hause, der mich nicht gewissermaßen zur Rechenschaft setzte: wo steckt Ihr allerliebstes Töchterchen? Als ob ich sie versteckt hielte — wie die böse Stiefmama im Märchen.“

„Na, böses ist's doch gewiß von niemand gemeint gewesen.“

„Nein. Aber es ist mir lästig. Verstehen Sie das nicht? Früher immer die Frage nach meinem Mann, bis man sich allmählich an mein Alleinkommen gewöhnt hat. Jetzt die.“

„Ich sprech' mit keiner Silbe mehr davon,“ sagte Studtradts beschwichtigend. „Es ist unvorsichtig, eine schöne junge Frau nach andern schönen Dingen zu fragen.“

„Jetzt werden Sie komplett ungezogen, Doktor.“ Sie schmollte, es war ihr aber nicht ernst.

Inzwischen war Frau von Fesca in den Türrahmen der beiden Zimmer getreten; sie klatschte in die Hände, um die Verhandlung wieder aufzunehmen. Die Einzelgespräche verstummten, und die alte Dame berichtete den Neuankömmlingen, worüber Beschluß gefaßt werden sollte: Akt II aus der „Fledermaus“ zu geben. Andre Auführungen sollten nicht stattfinden. Frau Olfers, die in

ihrer lebhaften Art wieder das Wort ergriff, setzte es sogar durch, daß auf den sonst üblichen, stets gleich schrecklichen „Prolog“ verzichtet wurde.

„Die Kapelle leitet die Sache mit der Straußischen Ouvertüre ein, dann Vorhang auf, den Akt flott heruntergespielt, Finale, Tusch, Vorhang zu. . . . Und dann sofort den himmlischen Fledermauswalzer fürs junge Volk im Tanzsaal!“

Unwillkürlich begann die Mehrzahl der Anwesenden die entzückende Walzermelodie vor sich hinzusummen.

Es war durch Handaufheben abgestimmt. Lächelnd sagte die Erzellenz: „Also die Jugend hat das Wort. Gut, es wird gleich nach der Aufführung getanzt. Ich schlage vor Souperpause um elf. Und um Mitternacht mag's dann im Dreivierteltakt weitergehen.“

Nun klang aus dem Nebenzimmer das Fledermausmotiv schon etwas beherzter herein. Unter diesem Zeichen war der Sieg leicht; man konnte sich sofort den Einzelheiten zuwenden. Der Kapellmeister des Stadttheaters mußte für die musikalische Einübung gewonnen werden. Die Regie sollte der Kapitanleutnant von Molde führen, der in Theaterdingen Meister war; er regelte auch gleich die Besetzung, denn er kannte sämtliche verfügbaren Kräfte, und übernahm die Rolle des Eisenstein, ohne sich lange zu zieren.

„Die Rosalinde muß Frau von Krafft singen,“ bestimmte er, „und das Stubenmädchen mit der pseudo-klanken Tante die Komtesse Reichburg. Aber wen kriegen wir als Darstellerin des Prinzen Orlofsky?“

„Wer meldet sich freiwillig?“ fragte die Erzellenz.

Der Kapitanleutnant wanderte, Musterung haltend, durch die sehr fröhlich gestimmte Gesellschaft. „Meine Herrschaften — hier eine brillante Rolle zu vergeben. Seine Durchlaucht der Prinz Orlofsky. Steinreich, schön, weltmüde — also fabelhaft interessant.“

„Ich denke, dafür müssen wir doch lieber eine Dame von der Bühne nehmen,“ sagte die Erzellenz etwas besorgt. „Es ist immerhin — hm — eine Hosenrolle, nicht wahr. . .“

„Freiwillige vor die Front!“ rief der Kapitanleutnant, ohne eine Pause aufkommen zu lassen. „Meine Damen, ich bitte das eine zu bedenken; der Prinz erscheint in einem bezenten Renaissancekostüm von schwarzem Samt. Bloß ein einziges Liedchen ist einzustudieren, und das ist ein Schlager ersten Ranges, die Rolle ist äußerst dankbar. Wer bietet?“

Er wandte sich an mehrere der jüngeren Damen, aber die wichen sofort zurück, leicht aufkreischend.

„'s ist mal bei mir so Sitte — chacun à son gout!“
sang er mit seinem angenehmen Bariton, gewissermaßen lockend, als Probe für die Vorzüge der ausgedienten Rolle.

Stuckradt sah dabei plötzlich Frau Olfers an. „Aber das ist doch Ihr Lied, gnädige Frau!“

„Meines? Wieso?“

„Das haben Sie doch neulich gesungen. Abends in Gesellschaft einmal. Wo war's doch? Bei Camphövens. Nicht?“

„Möglich. Einmal — in lustiger Gesellschaft. Da war man eben in Stimmung. Ich bin sonst vollkommen Dilettantin.“

Aber dem Kapitänleutnant von Wolbe war der flüchtige Wortwechsel nicht entgangen. „Hollashe, Herr Doktor Stuckradt, nun aber schleunigst hier als Zeuge unter Zeugeneid: Sie sagen, Sie haben die gnädige Frau das Liedchen singen hören?“

„Bitte sehr, nicht singen,“ warf Frau Olfers lachend ein, „bloß trällern.“

„Trällern. Brillant. Das genügt ja vollkommen. Gnädige Frau, keine Widerrede, es ist abgemacht: Sie müssen den Orlofsky spielen.“

„Ausgeschlossen.“

„Wieso?“

„Erstens tu' ich's nicht, und zweitens will ich's nicht.“

„Das ist doch kein Grund.“ Wolbe wandte sich an die andern. „Aber so helfen Sie mir doch, meine Herrschaften.“

Und richtig sammelte sich um ihren Platz wieder eine lebhaft auf sie einsprechende Gruppe.

Frau Olfers hatte die Tasse weggesetzt und hielt sich lachend die Ohren zu, indem sie den Schaukelstuhl in heftige Bewegung setzte. „Ausgeschlossen! Ausgeschlossen! Ich werde mich in ein Herrenkostüm stecken lassen! Nein, geben Sie sich erst gar keine Mühe!“

Auch die Exzellenz drang nun mit Bitten in sie.

Frau Olfers hielt im Schaukeln inne und wandte sich Stuckradt vorwurfsvoll zu: „Da sehen Sie, was Sie angestellt haben. Und es geht doch nicht. Daheim — meine Leutchen! Bedenken Sie doch! Mein Mann würde ja schließlich glauben müssen . . . ich meine, wenn ich ihm noch sagen könnte, es machte mir großes Vergnügen. Zudem der wohlthätige Zweck . . .“

„Eben, der wohlthätige Zweck!“ fiel Wolbe sofort ein.

Dem das leise Schwanken in ihrem Ton war ihm nicht entgangen.

„Aber nein, nein, nein, wie ich mir's auch überlege . . . Sie übersehen eben ganz, daß ich schon eine erwachsene Tochter habe.“

„Eine Stieftochter!“ warf einer der Herren ein.

„Zimmerhin hab' ich nach der Seite hin doch Pflichten.“

„Und die Pflichten gegen das Vaterland?“ fragte Molde mit humoristischer Strenge. „Lassen Sie mich bloß mal reden mit der jungen Dame, gnädige Frau.“

„Das würde nichts nützen, Herr von Molde. Fragen Sie Herrn Doktor Studradt. — Doktor, nicht?“

Studradt zuckte leicht die Achsel. „Ich weiß nur: Fräulein Ottilie ist viel zu klug und viel zu einsichtig, als daß sie verlangte, ihre blutjunge und bildhübsche Witzmama sollte daheim versauern und vertrauern und nicht auch mal ein Vergnügen haben.“

„Aber es macht mir doch gar kein Vergnügen!“ Frau Olfers hatte jetzt in ihrem schwellenden Ton etwas von einem verzagten Kind. „Überhaupt — wenn ich wirklich den Versuch wagte — dann tät' ich's doch lediglich, um die gute Sache zu unterstützen.“

„Na also — na also!“ rief Molde siegesgewiß. Und er hielt der jungen Frau lebhaft seine Hand hin. „Bitte, schlagen Sie ein, gnädige Frau! Wenigstens versuchen werden Sie's! Ja?“

Sie wartete, bis die ganze Gesellschaft sein Werben unterstützte. Mit einem vernehmbaren Seufzer stimmte sie dann zu. „Aber ich tu's furchtbar ungern!“

Graf Grote hatte sich inzwischen mit Doktor Studradt näher bekannt gemacht. Er war bisher der Hauptcourmacher der jungen Frau gewesen. Das Austausch dieses neuen Freundes störte ihn. Es beruhigte ihn aber gleich wesentlich, als er von dem jungen Ingenieur erfuhr, daß er nur vorübergehend in Kiel anwesend war.

„Eine entzückende kleine Frau,“ sagte Graf Grote, indem er sie wieder ins Auge faßte. „Als Orlofsky kann ich sie mir prima vorstellen. Die schlanke, dabei doch füllige Gestalt, das feste Näschen, der süße Mund. . . . Bißchen groß ist er vielleicht. Aber das gehört zu ihr, ist Kasse. Nicht?“

Studradt amüsierte sich über die taxierende Art des Grafen. „Offengestanden hab' ich darüber noch keine genaueren Forschungen angestellt.“

„Ich werde ihr sagen, sie dürfte keine Perücke auf-

setzen. Sie hat ein polnisches Köpfcchen. Wie die Haare oben schlicht geschheitelt sind und dann in welligen Bandbeaug über die Ohren fallen — das nenne ich polnisch. — Wie ist nun eigentlich ihre Stieftochter? Man hört die widersprechendsten Urteile. Sie verkehren im Hause Dfers, Herr Doktor, hört' ich.“

„Fräulein Dfers — ja, es ist furchtbar schwer, da zu vergleichen. Die glänzenderen Eigenschaften hat Frau Eve ja ohne Frage. Aber Fräulein Ottilie ist ein tief angelegter Mensch. Erscheint mir wenigstens so. Und zwischen Vater und Tochter ist unbedingt ein ganz rührendes Verhältnis.“

„Ihn, den Dfers, kenne ich nicht. Früher, als er noch verkehrte, kam's nicht dazu. Nun geht er ja schon längst nicht mehr aus.“

„Er hat sich da unten in Südwest Malaria geholt. Das ist nun ein Rückfall. Als ich herkam, um mit ihm wegen der Werft zu verhandeln, lag er schwer krank. Einen Knacks hat er weg, wenn's augenblicklich auch wieder leidlich geht.“

„Armes Frauchen. So viel Temperament und Lebenslust — so recht zum Glück geschaffen, möchte man sagen — und an die Seite eines siechen Mannes gefesselt. Hmhmm. Er ist wohl auch beträchtlich älter?“

„Mitte Vierzig.“ Studradt war es unangenehm, in dieser Weise über ein Haus ausgeholt zu werden, in dem er Gastfreundschaft genossen hatte. Er nahm daher den ersten Vorwand wahr, um sich einer andern Gruppe anzuschließen.

Jeder der Anwesenden hatte ein Amt, eine Rolle oder einen Auftrag zuerteilt bekommen. Bloß Studradt war leer ausgegangen, denn ob er Talente besaß, die in Frage kamen, das wußte niemand.

Der größere Teil der Gesellschaft befand sich schon auf der Diele, um sich zum Fortgehen anzuziehen, als Frau Dfers das im Gespräch mit ihm feststellte. Sie wollte sofort Protest einlegen, aber Studradt haschte schnell nach ihrer im weißen Handschuh steckenden Rechten.

„Tun Sie mir die einzige Liebe an und hängen Sie's nicht an die große Glocke. Ich bitte herzlich.“

Sie entzog ihm ihre Hand, schmerzlich das Gesicht verziehend. „Daß Sie's herzlich meinen, das brauchen Sie einem doch nicht so nachdrücklich zu beweisen.“

Er war sehr erschrocken. „Ich hab' Ihnen weh getan?“

„Ja. Sie Bär. Sie tun einem ja immer weh. Nun helfen Sie mir wenigstens etwas zarter die schrecklichen

Eptkenärmel im Paletot verstaunen. Nein, sind Sie ungeschickt! Man merkt, daß Sie keine Übung haben.“

„Woher sollt' ich auch?“ Er lachte ein bißchen poltrig. „Ich wußte ja gleich, daß ich heut' abend wieder ausgeholten würde von Ihnen. Drum wollt' ich erst gar nicht her.“

„Na, dann will ich Ihnen wenigstens beichten, wer an Ihrer Einladung schuld ist. . . . Halt, gehen Sie lieber eine Stufe vor mir, sonst treten Sie mir aufs Kleid . . .“

In langem Zuge füllte die Gesellschaft das Treppenhäus. Über das Geländer hinüber und herüber, hinauf und hinunter wurden Abschiedsgrüße gewechselt, Verabredungen für das nächste Wiedersehen getroffen.

Stuckradt war in dem hier erforderlichen langsamen Tempo ungeduldig mitgewandert. Auf dem Treppensatz hielt er einen Augenblick inne und legte seinen Arm in den von Frau Olfers. „Also Sie waren der Nidel!“ sagte er fortdial.

Sie nickte. „Hm. Sollt' ich nicht? Was haben Sie Besseres zu tun? Aber statt daß Sie die Gelegenheit wahrnehmen und sich ein bißchen niedlich machen, da sind Sie ein solcher Tolpatsch, ein solcher Erzphilister . . . Hu, was waren Sie heut' abend wieder abscheulich!“ Sie riß sich los und nahm eine Lücke wahr, um ein paar Gruppen zu überholen.

Da und dort rief man ihr noch Gutenacht zu, Bekannte ließen ihren Mann und Fräulein Otti grüßen. Auf der Straße schlang sie ihre Blausuchsboa fester um den Hals, denn es war ein kalter Novemberabend, und schlug ein flottes Tempo an, die Hände in die Paletottaschen steckend.

Stuckradt war so rasch, als es ihm möglich war, ohne im Gedränge Unheil anzurichten, ihr nachgekommen. Sie erkannte seinen Schritt, wandte den Kopf aber nicht nach ihm um.

„Haben Sie ein bißchen nachgedacht über die Strafpredigt?“ fragte sie bloß.

„Ich bin Ihnen überhaupt böse,“ sagte er.

„So.“

„Ja. Sie behandeln mich schlecht. Und das lasse ich mir nicht mehr gefallen. Es ist aus.“

„Eigens um mir das zu sagen, sind Sie hinter mir dreingelaufen?“ Sie blieb stehen und sah ihm voll ins Gesicht.

„Ernst?“ fragte sie leise, mit einem Mal den Ton wechselnd.

Er erschrak fast über den plötzlich fast flehenden Ausdruck. Ihre Augen waren ziemlich hell, fast wasserblau; durch die kokette Art des Liderausschlags bekamen sie

einen seltsam zwingenden Reiz. „Sie machen sich ja doch nur über mich lustig,“ stieß er nun aus.

„Das sollen Sie nicht glauben,“ sagte sie noch ebenso leise, ohne ihren Blick aus dem seinen zu lösen, „denn ich habe keinen Überfluß an Freunden; — ich stehe sehr, sehr allein im Leben.“ Noch bevor er irgend etwas erwidern konnte, zuckte sie mit dem Kopf und ging weiter. Ihr Ton klang dann wieder übermütig wie zuvor. „Kommen Sie rasch, Doktor. Dort drüben geht Graf Grote. Der ist maßlos eifersüchtig und soll nicht sehen, daß Sie mich nach Hause begleiten.“

„Mit welchem Recht ist der alte Herr eigentlich eifersüchtig?“ fragte Studradt cholerisch.

„Und mit welchem Recht auf Sie? Was? Ist es nicht furchtbar komisch? Sie haben mir bisher doch nur Grobheiten gesagt, auf den Fuß getreten und die Finger zerquetscht. Und darauf ist man eifersüchtig. Darauf.“

„Na, an mir lag's nicht, wenn ich nicht dazu kam, meine Verehrung für Sie auch noch anders zu äußern.“

„Wie drollig Sie das sagen.“

„Wie denn drollig?“

„So ehrpußlich.“

„So sollt' es aber gar nicht klingen.“

„Unterstehen Sie sich, anders zu sein, Doktorchen.“ Sie setzte sofort ihre unnahbare Miene auf.

„Aus Ihnen ist überhaupt nicht klug zu werden.“

„Das ist meine einzige Waffe,“ sagte sie.

Darüber dachte er nun während ein paar Schrittlängen nach. „Ich stelle mir's sehr schwierig vor, Sie zur Frau zu haben. Ich überlege mir, wie ich mich dazu verhalten würde, wenn Sie eines Abends heimkämen, so wie heute, und mir sagten: Sie wollten den Orlofsky spielen.“

„Falls Sie mein Mann wären?“

„Ja. Falls ich Ihr Mann wäre.“

„Und wie würden Sie's aufnehmen?“

Er machte eine Faust. „Ich? Nein, das darf ich Ihnen gar nicht sagen.“

„Dann weiß ich: Sie würden mir eine Szene machen. Stimmt's?“

„Ich würd' es einfach nicht dulden.“

„Warum nicht?“

„Ich käme um vor Eifersucht.“

Sie zuckte die Achsel. „Ein bequemer Mann wären Sie freilich nicht. Aber trösten Sie sich: ich würde Sie

auch gar nicht genommen haben. — Abri gens möcht' ich Ihnen ganz gern einen Rat geben.“

„Bitte.“

„Bleiben Sie um alles in der Welt ledig. Ich weiß ja: seitdem Sie hier sind, wird geschoben und intrigiert, um Ihnen zu einer Frau zu verhelfen, denn Sie sind eine gute Partie. Aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre: ich würde mich mit Händen und Füßen wehren, mich unter die Haube bringen zu lassen. Junggesellen haben's doch hundertmal besser.“

Nun lachte er laut auf und schob wieder seinen Arm in den ihren. „Nein, Sachen sagen Sie! Und dabei blißen lauter kleine Teufelchen aus Ihrem Gesicht! . . . Ach, lassen Sie uns doch da rechts die Allee entlang gehn. Bitte, bitte.“

„Was fällt Ihnen ein? Das ist ja ein Umweg.“

„Eben deswegen.“

„Herr Doktor Studradt, ich warne Sie.“ Sie entzog ihm kühl ihren Arm. Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Mein Mann ist nämlich nur deshalb nicht eiferüchtig, lieber Freund, weil er weiß: ich mache niemals Umwege.“

„Ich hätte mir's so nett gedacht, noch ein bißchen mit Ihnen zu plaudern.“

„Sie können morgen zum Tee kommen.“

„Kenn' ich. Dann ist wieder der schöngeistige Professor da und spricht über Nießsche.“

„Es könnte Ihnen gar nichts schaden, da mal zuzuhören.“

„Wenn ich über Motorboote spreche, lehnt er sich ja auch jedesmal gelangweilt zurück. Er ist ein Idiot.“

„Sie urteilen ein bißchen lieblos, bester Doktor. Ich finde, alle Menschen, mit denen ich umgehe, beurteilen Sie sehr scharf und ungerecht.“

„Ich gönne Sie denen eben nicht.“

„Nun ist genug Unsinn geschwätzt. Da bin ich daheim.“

„Ein wahrer Jammer. Es ist noch kaum neun.“

„Ich würde Sie auffordern mitzukommen, aber mein Mann war in den letzten Tagen nicht ganz auf dem Posten.“

„Ausflüchte. Das wird nicht so schlimm sein — sonst wären Sie doch nicht zu der Sitzung gegangen.“

„Mein Mann hat mich darum. Helfen kann man ihm nicht. Er braucht nichts als Ruhe. Dann sitzt Ottilie bei ihm. Nun, und die ist ja die Ruhe selbst.“

„Ein lieber, stiller Mensch ist Fräulein Ottilie.“

„Ja. Das finden die meisten.“

Sie befanden sich nun vor dem Eingang zur Werkstatt. Durch

das Gitter sah man an der das Grundstück schneidenden, mit Geleisen versehenen und direkt bis zum Wasser führenden Fahrstraße das noch ganz neue Wohnhaus. Hinter mehreren Fenstern brannte Licht. Die Bootschuppen im Hintergrund, der Zimmerplatz, die Tischlerei, die Schmiede und Schlosserei lagen völlig im Dunkeln. Nur aus dem Fenster des Wächterhäuschens fiel eine schmale Lichtbahn aufs Wasser.

„Also schicken Sie mich jetzt unweigerlich nach Hause?“

„Sie sind ein Quälgeist, Doktor. Nun meinetwegen — kommen Sie.“ Sie trat durch die Gittertür, die er geöffnet hatte, ein. Sofort schlug ein Hoshund an, dem sie pfiß und der sich darauf beruhigte, da er sie erkannte. „Aber eine Bitte, Doktor.“

„Ja?“

„Kom Prinzen Orlofsky kein Wort heut abend.“

Er drohte ihr lustig mit den Augen. „Wange ist's Ihnen also doch.“

„Unsinn. Aber Sie wissen ja nicht, was ich mit Otti auszustehen habe.“ Sie seufzte. „Eine Stieftochter in dem Alter ist ja viel unbequemer als eine Schwiegermama. Abgesehen weiß ich sehr wohl, daß Sie für Otti schwärmen . . .“

„Schwärmen? So. Wie kommen Sie darauf?“

„Sehen Sie, Sie sind ganz rot geworden.“

„Bei der Beleuchtung wollen Sie das feststellen?“

„Richtig ist's schon, glauben Sie mir. Ich bin nur deshalb so offen, weil ich nicht mag, daß Sie etwa annehmen, ich wollte Sie mit Otti zusammenbringen.“

„Ach nein —!“

„Schwärmen Sie also ruhig weiter, Doktorchen. Nur wenn wieder mal vor meinem Mann Partei zu ergreifen ist, so wie neulich, dann wäre mir's ein Freundschaftsdienst, Sie schwiegen lieber, als daß Sie Otti recht geben. Denn hinterher hab' ich's nämlich immer auszubaden. — Haben wir uns verstanden? — So, nun kommen Sie. Und kein Wort über den Orlofsky. Hören Sie?“

Doktor Studrath war mit Otti auf beruflichem Boden bekannt geworden: sie hatte ihn bei seinem ersten Besuch in Vertretung ihres schonungsbedürftigen Vaters auf der ganzen Werft herumgeführt. Ihr frisches, freundliches Wesen, die Gesundheit, die sie körperlich und seelisch verriet, hatten es ihm angetan. Seiner Antrittsvisite hatte wegen der Anfalligkeit von Olfers keine offizielle Einladung folgen können; er wiederholte seine Besuche darauf zwang-

loser. Aber in ihrem Selbstbewußtsein nahm Frau Eve sein häufigeres Kommen als eine Huldigung für sich in Anspruch.

Das Wohnhaus hielt die Mitte zwischen der Straße und dem Wasser. Es war ein schlichter Holzbau in norwegischem Stil; die Dachbalken, die sich kreuzten, endigten in Drachenköpfen. Die gärtnerische Anlage, die es umgab, verriet Geschmack. Der Fußweg bis zum Hauseingang war mit Zementplatten belegt. Die Schritte der Ankömmlinge schallten darauf so kurz und fest, daß man's in der Abendstille weithin vernahm.

Noch bevor sie den Eingang erreicht hatten, öffnete sich die Haustür.

„Tante Eve?“ Klang es etwas hange durch die Dunkelheit.

Frau Olfers gab ein kurzes Zeichen. „Es ist Otti,“ sagte sie dann zu ihrem Begleiter und lächelte lässig. „Sie spotten natürlich darüber, daß meine Stieftochter mich ‚Tante‘ anruft?“

„Im Gegenteil, ich fände es unnatürlich, wenn sie ‚Mama‘ zu Ihnen sagte.“

„Ich bringe Besuch mit, Otti. Rate mal wen. Na, du weißt schon. Wie?“

Sie waren inzwischen in den Lichtkreis getreten, und Stuckradt lüftete den Hut. Aber er kam nicht dazu, das junge Mädchen zu begrüßen.

„Was ist denn los, Otti?“ fragte Frau Olfers unbehaglich. „Wie siehst du denn aus?“

„Ach, Tantchen — ich hab' schon so auf dich gewartet. Batting will mir gar nicht gefallen.“

„Wieso? Was gibt's? Ist der Arzt da?“

„Nein, bis jetzt nicht, ich wollte Batting nicht erschrecken. Aber mir war ordentlich Angst, und da — weil du nicht kamst — da telephoniert' ich nach Doktor Wagemann. Ich dachte gerade, er wär's.“

„Nein, Kinder, man braucht nur mal dem Haus den Rücken zu kehren.“ Frau Olfers seufzte. „Da sehen Sie, Doktor.“

Stuckradt war in den Hausflur gefolgt. „Natürlich will ich unter den Umständen nicht stören. Empfehlen Sie mich Herrn Olfers, bitte. Ich lasse gute Besserung wünschen.“

„Es wird doch nicht so schlimm sein. Treten Sie wenigstens mit ein. — Du machst aber auch wirklich gleich ein Gesicht, Mädels, daß man alle Lust verliert.“

Das junge Ding kämpfte mit sich, man sah es dem blassen, gequälten Gesicht an. Nun füllten sich die großen,

dunklen Augen mit Tränen. „Wenn er — wenn er nur nicht stirbt!“ stieß sie aus.

„Otti!“ Frau Olfers warf ihre Boa, die sie inzwischen abgenommen hatte, achtlos auf den nächsten Tisch und ging zur Treppe, die ins obere Stockwerk führte.

„Ist denn eine Gefahr?“ fragte Studradt, von dem verstörten Wesen der jungen Dame ehrlich mitbewegt.

Frau Olfers war auf dem Weg nach oben. „Ach, es sind manchmal noch solche Anfälle von der Krankheit her,“ erwiderte sie an Stelle ihrer Stieftochter, „der Arzt sagt, man brauchte sich gar nicht weiter zu ängstigen.“

„Aber so schlimm wie vorhin war's noch nie. Die Atemnot dabei. Es hat sich gräßlich angehört.“

„Ich will erst mal selbst . . . bleiben Sie, Doktor, ich komme gleich wieder. Die Kleine ist ja solch ein Angsthase.“

Während sie hastig die letzten Stufen nahm, wandte sich Studradt wieder dem jungen Mädchen zu.

„Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, gnädiges Fräulein?“

„Scht. Einen Augenblick.“ Sie lauschte, angstvoll ihm abwehrend, nach dem oberen Stockwerk. Man hörte, wie oben eine Tür geöffnet und das Licht eingeschaltet wurde.

Plötzlich durchschnitt ein greller Aufschrei die Stille. „Was?! Was ist dir?!“ Es war die Stimme von Frau Olfers.

Wie der Wind war auch Otти oben.

Studradt stand allein im Treppenhause.

Und die Geschehnisse dieser Stunde, die wachsende Erregung und Hilflosigkeit der Damen, das Nichtkommen des Arztes, all das machte es ihm unmöglich, sich zu entfernen. Trotzdem ihn nur ganz lose Fesseln mit dem Hause verbunden, forderte seine zufällige Anwesenheit hier Freundschaftsdienste von ihm.

Er besaß einige medizinische Erfahrung. Das häufige Vorkommen von Anfällen in seinem Beruf hatte ihn bestimmt, einen Samariterkursus durchzunehmen. Als er an das Bett des Hausherrn kam, sah er sofort, daß der Kranke ohne Besinnung war.

„Die Fenster öffnen . . . Und mit kölnischem Wasser die Schläfen einreiben!“

Die beiden Mädchen, die auf das langanhaltende Klingeln der Haustochter aus dem Untergehoß heraufgestürzt kamen, hielten ihn zuerst für einen Arzt. Seine

Anweisungen waren kurz und energisch, während Frau Eve hilflos und zwecklos auf und nieder ging.

„Wie ist das nur geschehen? Ist das ein Schlaganfall? Otti, du müßtest einem doch eigentlich sagen können . . . Aber du bist den ganzen Abend daheim und weißt trotzdem von nichts. Ach, ich bin ja ganz verzweifelt.“

Otti schien allerdings außerstande, eine geordnete Erklärung zu geben. Olfers war um sieben Uhr von der Werft hereingekommen, hatte über große Müdigkeit geklagt und sich zu Bett gelegt. Vor einer Viertelstunde war sie das letzte Mal bei ihm im Zimmer gewesen. „Väterchen sprach da noch über Geschäftliches. Die Maschine sollte doch morgen in das neue Boot eingesetzt werden. Er meinte, sicher würde er aufstehen können, und dann sollten wir zur Abnahme alle mitfahren. Aber da trat die Atemnot ein, er brach ab, und als er wieder zu sich gekommen war, verlangte er allein zu sein, um nicht sprechen zu müssen.“

„Ist Ihr Herr Vater denn schon längere Zeit leidend?“ fragte Studradt im Flüsterton.

„I bewahre!“ sagte Frau Olfers, an Ottis Stelle einfallend. „Und heute nachmittag war er jedenfalls ganz munter. Sonst wär' ich doch nicht ausgegangen. — Nun hatte man sich noch so auf ein nettes Plauderstündchen gefreut.“

„Ich will wenigstens bleiben, bis der Arzt da ist,“ sagte Studradt.

Olfers war aus seiner Ohnmacht erwacht und sah sich verwundert um. Den Fremden erkannte er nicht. „Otti!“ flüsterte er tonlos.

Sofort stand das junge Mädchen neben ihm. „Väterchen?“

„Warum — quält ihr mich so?“ fragte er mühsam.

Otti beugte sich weit über das Bett und sprach dem Kranken bittend zu. Frau Olfers trat dazu und mischte sich ein. Aber eigensinnig bestand er darauf: er wollte allein sein. Otti bat mehrmals: „Ach, Väterchen, bitte, bitte, laß mich hier bei dir! Ja? Ich will ganz still sein!“

Er erwiderte nichts, schloß nur wieder die Augen und ließ den Kopf mit einem Seufzer ins Kissen sinken.

Frau Olfers hatte noch eine kurze Auseinandersetzung mit Otti, dann winkte sie dem Besuch zu, den Kranken allein zu lassen. Sie verließ das Zimmer dicht hinter ihm. Als sie beide die Treppe hinabgingen, sagte sie: „Daß Sie's so ungemütlich treffen! Es ist zu fatal! Aber ich bin schon ein rechter Pechvogel!“

Stuckradt überließ es kalt. Er hatte das Bild des bleichen, hageren, abgezehrten Mannes vor Augen, der fast regungslos oben im Bett lag. Und die Todesangst, die das junge Ding um ihn ausstand, erschütterte und rührte ihn. Um so fremder, um so unbegreiflicher war ihm die Haltung von Frau Eve. Sie gab gerade einem der Mädchen Befehl, in ihrem Zimmer Licht zu machen, als auf dem Hofe der Hund anshlug.

Auch Ottilie hatte es oben gehört. Lautlos aber hastig stürmte sie über den Flur und öffnete ein Fenster.

„Gottlob — Doktor Wagemann!“ rief sie in gedämpftem Ton den beiden zu.

„Jetzt bloß keine Aufregung!“ gab Frau Eve sofort zurück. „Du machst es damit nur schlimmer, Ottilie!“

„Ach, Tante —!“ Das kam verzagt, unter einem tiefen Seufzer, von den Lippen des jungen Mädchens.

Da ging die Haustür, und der Arzt trat ein.

Etwas zehn Minuten später konnte sich Doktor Stuckradt von beiden Damen mit der Gewißheit verabschieden, daß der Ohnmachtsanfall keinen Anlaß zu ernsteren Besorgnissen gäbe.

„Ich wußte es ja,“ sagte Frau Eve. „Aber du bist immer gleich ganz aus dem Häuschen, Ottilie.“

Das junge Mädchen nickte lächelnd, offenbar beglückt von dem günstigen Bescheid des Arztes. „Ja verzeih, Tante Eve. Ich will mich wirklich bessern. Wenn ich doch keine Ruhe hätte!“

Indem Doktor Stuckradt über den Hof der Straße zuschritt, klangen ihm noch die beiden Stimmen im Ohr: das weiche, tiefe, rührende Altstimmchen von Ottilie und der helle, sieghafte Sopran von Frau Eve. Und es ging ihm durch den Sinn, daß Frau Eves helle, fröhliche Stimme in gesunden Tagen vorzuziehen wäre. In gesunden Tagen —

*

Den Rest der Woche verbrachte Frau Eve in unerquicklicher Stimmung. Ihren gewohnten Teeempfang am Donnerstag nachmittag mußte sie ausfallen lassen, weil ihr Mann — trotzdem er ja nicht eigentlich krank war — das Bett hütete. Und auch die Sitzung des Festausschusses, die Frau von Krafft für Sonntag mittag einberief, konnte sie nicht mitmachen.

Olfers war diese zweite Ehe in seinem einundvierzigsten Lebensjahr eingegangen. Seine Tochter zählte damals schon sechzehneinhalb Jahre; sie war also nur wenig über

acht Jahre jünger als ihre Stiefmama. Von seiner ersten Frau hatte Olfers getrennt gelebt. Die Ehe war sehr unglücklich gewesen. Olfers, ursprünglich Marineoffizier, hatte als Oberleutnant seinen Abschied genommen, um Schiffsbau zu studieren. Er hatte dann sieben Jahre lang in Südwestafrika unter wechselnden Berufsverhältnissen gelebt. Ein schwerer Malariaanfall hatte ihn kurz vor Ausbruch der Unruhen in die Heimat zurückgetrieben. Er übernahm in Kiel eine kleine Bootswerft, die er im Verlauf weniger Jahre zu gutem Ansehen zu bringen mußte. Nach dem Tod seiner von ihm geschiedenen Frau zog seine einzige Tochter zu ihm. Er hatte in dem verlassenen und vereinsamten Wesen eine rührend hingebungsvolle Pflegerin gefunden. Mehr um der stillen Häuslichkeit neues Leben und um Ottilie einen weiblichen Schutz zu geben, als aus großer Leidenschaft, hatte Olfers sich wieder verheiratet. Von den vier Jahren dieser zweiten Ehe, die kinderlos blieb, war nur das erste wirklich ungetrübt. Frau Eve stellte große Ansprüche ans Leben und auch an die Klasse ihres Mannes. Krankheitsrückfälle, die sich mehrten, zeigten Olfers aber an, daß er seine beste Zeit hinter sich hatte und daß er mit seinen Einkünften haushalten mußte.

Er war von je ein Arbeitsfanatiker gewesen. Die Sorge um den Ausbau der kleinen Werft gestattete ihm nicht viel Freizeit. So kam's, daß Frau Eve sich entbehrlich fühlte und immer häufiger ihren Vater in Berlin besuchte.

Als sie die Werbung des immerhin schon angejahrten Witwers angenommen hatte, waren ihre sonstigen Heiratsaussichten nicht die günstigsten gewesen. Ihr Vater hatte sich stark verspekuliert. Seit Jahren schwebte ein Riesenprozeß, von dessen Ausfall Arghausens Zukunft — damit die Wittigst seiner Tochter — abhing. Eve Arghausen war darüber fünfundzwanzig Jahre alt geworden, und der Antrag von Olfers mußte ihr damals als ein Glück erscheinen.

Die Vernunftehe, die so zustande kam, schien sich zunächst rosig gestalten zu wollen. Da entschied sich endlich der große Prozeß von Eves Vater in letzter Instanz ganz unerwartet zu seinen Gunsten. Arghausen war dadurch in den Stand gesetzt, seiner Tochter einen hohen Zuschuß als Nadelgeld auszusetzen. Und von diesem Zeitpunkt ab gab's einen Wandel im Hause Olfers. Frau Eve fühlte sich an allen Ecken und Enden beengt. Sie wollte jetzt eine Rolle in der Gesellschaft spielen und empfand es

als Zurücksetzung, daß ihr Gatte der Arbeit auf der Werft seine ganze Kraft und seine ganze Zeit widmete. Da er für einen größeren Verkehr nicht zu haben war und da auch Ottilie keine gesellschaftlichen Talente besaß, suchte sich Frau Eve ihren Wirkungskreis allein. Es gab bald kein Komitee von einiger Bedeutung, keinen Wohltätigkeitsbasar oder Festausschuß der in Kiel maßgebenden Kreise, dem sie nicht als eifriges Mitglied angehört hätte.

Dennoch war sie wiederum viel zu eifersüchtig, viel zu selbstherrlich veranlagt, als daß sie ihrer Stieftochter den Platz an Olfers' Seite, den sie verschmähte, gegönnt hätte. Ottilie war sich über ihre Zwitterstellung im Hause durchaus klar. Trotz ihrer Jugend hatte sie auch Einsicht genug, um den Konflikt zu verstehen, in den ihr Vater geraten war. Sie war ein feinsühliges Mensch mit reichem Innenleben. Ihre tiefe, rührende, hingebungsvolle Liebe zu ihrem Vater bewies sich vielleicht am stärksten darin, daß sie's über sich brachte, sie nicht äußerlich zu zeigen. Wenigstens vermied sie's, in Gegenwart ihrer Stiefmutter das innige Verhältnis zu ihrem Vater je zu betonen.

Aber Zeiten, in denen „Tante Eve“ von Hause abwesend war, wurden für sie zu wahren Festen.

In den letzten beiden Jahren hatte Ottilie, die den Arbeitsdrang von ihrem unermüdetlich beschäftigten, unablässig im Beruf tätigen Vater geerbt zu haben schien, ein paar Kurse der Handelsschule besucht und sich auch auf technischem Gebiet durch praktisches Studium einige Kenntnisse verschafft. Als einmal der Buchhalter, ein andermal das Schreibmaschinenfräulein wegen Krankheit versagte, war ihr's eine große Genugtuung, einspringen zu können. Ihr Vater war stolz auf sie.

Ottilie war schon als Schülerin eine gute Zeichnerin gewesen. Dieses Talent hatte sie nach der technischen Seite hin ausgebildet. Nun half sie dem Schiffsbaumeister drüben auf der Werft einfachere Zeichnungen für die Bootstischlerei übertragen. Schrötter, die rechte Hand von Olfers, war Regierungsbaumeister a. D., übrigens ein glücklich verheirateter Mann, ein phlegmatischer, gutmütiger Mensch, das denkbar ungünstigste Objekt für Liebesgeschichten. Ottilie sah in ihm auch höchstens einen väterlichen Freund. Frau Eve hänselte sie aber unentwegt mit ihrem „unglücklichen Schwarm für den armen Herrn Schrötter“. Als ein Fiebereidfall Olfers ans Zimmer

fesselte und in der Schmiede die ersten Stahlplatten für das neue Motorbootmodell vernietet wurden, was fortgesetzte Aufsicht erforderte, richtete sich Ottilie als ständiger Posten drüben ein. Programmgemäß ward sie daraufhin von ihrer Stiefmama mit dem hübschen blonden Proschwitz aufgezogen, dem jungen Monteur. Bei Frau Eve mußte eben immer ein Mann im Spiel sein, wenn ein weibliches Wesen für irgend etwas erhöhte Aufmerksamkeit zeigte.

In dieser Zeit, während Olfers die recht kompliziert und verantwortungreich gewordenen Geschäfte der Werft vom Bett aus leiten mußte, war ihm seine Tochter eine große Hilfe. Sie war so viel Persönlichkeit, daß sie draußen auf dem Stätteplatz den Chef ganz gut vertreten konnte. Viel besser als der Baumeister Schrötter, dem der Beamte, der Bureauensch noch zu sehr im Blut steckte und von dem sich die Leute in der Tischlerei, in der Schmiede und in der Drechslerei nur ungern etwas sagen ließen. Nie gab's so viel Kündigungen, als wenn Schrötter, der als gewissenhafter Tabellenrechner unersetzlich war, sich auf der Werft einmal eines fremden Gebiets annehmen mußte.

Ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gab es auf der Werft nicht. Eine Art Kameradschaft aber bestand von früher her zwischen Ottilie und Peter Proschwitz, der hier seine praktische Lehrzeit abgemacht hatte und der, seitdem er von der Marine zurückgekommen war, wo er als Torpeder gedient hatte, als erster Monteur tätig war. Er stammte aus einem guten Hause, war aber als Waise früh zum Broterwerb gezwungen gewesen. Der stete Umgang mit Werftarbeitern hatte ihm das Gefühl für bessere Verkehrsitten nicht rauben können. Er gab sich natürlich, bestimmt, geradezu; Phrasen kannte er nicht. So oft Ottilie seine Werkstätte betrat, kam es zu einem kleinen „Schwätzchen“ zwischen ihnen. Meistens freilich nur über Angelegenheiten der Werft. Der helläugige, resolute, hübsche Proschwitz, der noch nicht fünf- undzwanzig Jahre zählte, beherrschte den ganzen Verrieb. Seine Ansicht war nicht nur Ottilie maßgebend; auch Olfers verließ sich auf ihn in vieler Hinsicht.

Es lag nahe, daß die beiden in dieser unruhigen Novemberwoche, wo die Anwesenheit des Chefs auf dem Arbeitsplatz so dringend erforderlich gewesen wäre, auch über den Gesundheitszustand von Olfers sprachen. Proschwitz war selbst zweimal im Wohnhaus drüben gewesen,

da Ottis Vater nach ihm verlangte. Das Aussehen seines Chefs hatte ihn sehr erschreckt, und er besaß nicht die Gewandtheit, dies dem jungen Mädchen zu verheimlichen.

Otti war tief betroffen, denn der Arzt hatte sie immer wieder getröstet. Und was sie am meisten beunruhigte: ihr Vater schien sich nach dem, was Proschwitz ihr wieder erzählte, selbst mit trüben Gedanken zu tragen.

„Ja, das möcht' er doch zu gern noch erleben, daß das erste kleine Panzerbootchen hier vom Stapel geht. Das ist eben doch sein Stückenpferd geworden.“

„Aber Proschwitz — jetzt haben wir November — zu Weihnachten soll's ja schon abgeliefert sein.“

„Das meint' ich auch. Aber da sah er mich so komisch an. Hallo, Herr Olfers,‘ sagt' ich und lachte, ‚man wird wegen so was doch nicht gleich an Knochenmann und Totengräber denken, dazu ist doch jetzt gar keine Zeit, wo wir alle Hände voll zu tun haben!‘ — Ja, meint er, man wäre noch an allen Ecken und Enden so nötig, und bloß das bißchen elender Leichnam will nicht gehorchen. — Das sind nur so Reden, denk' ich, Fräulein. Aber Schrötter müßten Sie sagen, daß er doch auch öfter mal 'rübergeht. Ich meine man.“

Es war Feierabend, der Baumeister hatte das Bureau schon verlassen. Zunächst sprach Otti darauf mit ihrer Stiefmutter. Sie traf aber die denkbar schlechteste Gelegenheit.

Frau Eve kam gerade, zum Ausgehen angekleidet, mißmutig vom Schlafzimmer die Treppe herab. Es hatte zwischen ihr und dem Leidenden die schon längst erforderliche Aussprache über das Kolonialfest stattgefunden. Da der Arzt dem Zustand keine Gefahr beimaß, glaubte sie, ihr Versprechen nun doch erfüllen zu sollen, das sie dem Komitee gegeben hatte. Olfers, der seit Tagen an unerträglichen Kopfschmerzen litt, hatte sie reden lassen, ohne einzufallen. Sein Schweigen ärgerte Eve, denn sie erkannte darin eine Mißbilligung von vornherein.

„Ich mache mir wahrhaftig nichts daraus. Aber sie lassen einem keine Ruhe. Herr von Molde ist wieder der Hauptmacher. Schließlich hat man doch Verpflichtungen. Es soll heut abend die Leseprobe sein. Natürlich wär' ich nicht gegangen, wenn du nicht selbst sagtest, du fühlst dich bedeutend besser. Und ich sage mir doch auch: viel helfen kann ich dir ja doch nicht, wenn ich still hier sitze.“

„Nein, Eve, das kannst du nicht,“ sagte Olfers scheinbar ganz ruhig. Aber es lag Bitterkeit in seinem Ton.

Sie war an ihrem Toilettentisch beschäftigt. Mit nervösen Fingern nestelte sie an ihrer Frisur, nahm mehrmals den Hut ab, bog am Rand herum und setzte ihn wieder auf, wobei sie sich mit der Hutnadel in die Kopfhaut stach. Gereizt warf sie den Hut auf die Glasplatte, stand auf und lief übers Zimmer.

„Du hast ja Otti. Ich bin hier bald überhaupt überflüssig. Wie ich mich fühle, das ist dir natürlich gleichgültig. Was hab' ich denn vom Leben?“ Und allmählich ward ihr Ton weinerlich.

Der hagere, ernste Mann lag schweigend und hörte zu. Die ziemlich tief liegenden Augen folgten ihr unablässig. Es kleidete sie nicht, wenn eine heftige Erregung sie hinriß. Ihr volles, etwas puppenhaftes Gesicht bedurfte des liebenswürdigen Zuges. Es wirkte pitant, wenn ein Lächeln darauf stand, es verlor, es wurde unbedeutend, ja fast gewöhnlich, wenn es sich im Arger rötete.

„Natürlich nehm' ich mein Wort zurück, wenn dir das lieber ist. Das weißt du doch. Für herzlos sollst du mich nicht halten. Otti wird freilich sowieso über mich herfallen. Ich kann ja nichts tun, ohne daß ich von ihr betrittelt werde.“

„Von Otti? Darin täuschst du dich sicher.“

„Sie sagt nichts. Aber sie denkt sich ihr Teil. Und das ist eben . . . Ach, reden wir bloß nicht über Otti. Sonst heißt es am Ende, ich beklage mich.“ Sie blieb bei ihrem Hut stehen und spielte ungeduldig damit. Dabei fiel ihr Blick auf die kleine Standuhr. „Ja, ich möchte nun aber gern wissen, Max, wie du dir die Sache denkst. Soll ich gehen oder soll ich nicht gehen?“

„Du sollst, Eve. Denn du willst.“

Schon setzte sie den Hut auf. „Ach weißt du, ein Vergnügen ist es wirklich nicht. Aber wenn man nun einmal Verpflichtungen übernommen hat. Die Komtesse Reichburg soll übrigens auch mitspielen. Es kann ja sehr hübsch werden. Na, bis dahin bist du längst wieder auf dem Posten. . . . Aber tu mir die einzige Liebe an und erkläre Otti, daß ich ausdrücklich auf deinen Wunsch gehe. Nicht wahr, Max?“

Sie hatte sich, fix und fertig zum Fortgehen angezogen, auf den Betrand gesetzt. Der rote Schirm der elektrischen Lampe warf seinen Schimmer über ihr weiches, helles Gesicht und färbte ihr Haar noch etwas fatter. Sie sah nun wieder sehr hübsch aus, und sie wußte das. Während sie sich zu ihm beugte, um ihn zum Abschied zu küssen,

mehrmals hintereinander, mit scheinbar verträumtem Ausdruck, schaute sie ihn nicht an, sondern ihr Blick hing an dem grellbeleuchteten Zifferblatt seiner Taschenuhr, die auf der Marmorplatte lag. Es war höchste Zeit, daß sie fortkam.

Olfers war ihrem Blicke gefolgt und blieb kalt und stumm diesen mechanischen Rüssen gegenüber. Das nahm ihm Ewe übel. Und so verließ sie das Schlafzimmer schließlich recht verärgert.

Ihre Unlust steigerte sich, als Ottilie ihr unten entgegen trat und ihr ihre Beklemmung anvertraute.

„Aber das ist ja maßlos übertrieben. Du mußt doch bedenken: diese einfachen Leute haben niemals eine rechte Vorstellung von solchen Verhältnissen. Daß du dich mit Proschwitz nun gar schon über so was unterhältst.“

„Ich kenne ihn schon so lang, Tantechen. Er meint es wirklich gut.“

„Das glaube ich ja. Aber es gibt doch eine Grenze. Fühlst du denn das nicht, Ottilie?“

Ottilie seufzte. Sie sah, daß ihre Stiefmama zum Ausgehen gekleidet war, und sie empfand, daß ihr das Aufhalten jetzt unwillkommen war. „Aber wenn ich doch solche Angst hab', Tantechen —! Alle erschrecken, wenn sie Väterchen sehen, bloß der Arzt sagt: er ist zufrieden. Wie kann er damit zufrieden sein? Vielleicht tu' ich Wagemann unrecht, aber vielleicht ist er auch wirklich nicht erfahren genug. — Tantechen, könnten wir denn nicht noch einen Professor zuziehen?“

„Ach, Ottilie, was sind das wieder für Ideen. Wagemann so schwer beleidigen. Man verkehrt mit ihm. Es wäre ja eine Rücksichtslosigkeit.“

„Die Rücksicht auf Väterchen — ist dir die nicht wichtiger?“

„Na ja, nun tußt du wieder, als hättest du die Verantwortung, und ich bin einfach beiseite geschoben.“

„Tantechen, versteh mich doch nicht falsch.“

„Da ist doch gar nichts falsch zu verstehen. Vertrauen genieße ich eben nicht bei dir. Aber das ist recht schlimm. Und es tut nicht nur mir weh — auch deinem Vater.“

Ottilie ließ seufzend die Arme hängen. „Ja, wie soll ich mich dagegen wehren?“

„Bitte, gehe gleich hinauf und sprich dich aus. Du wartest ja doch bloß darauf, daß ich weg bin. Glaubst du, das weiß ich nicht?“

„Soll Väterchen ganz allein sein, wenn du nicht da bist, Tante Ewe? Überlege dir doch — du tußt mir wirklich unrecht.“

„Natürlich tu' ich dir unrecht. Ich bin die böse Stiefmama, und du bist das arme Mädchenputtel. Deshalb gehst du ja auch mit Vorliebe in dem alten Hauskleid.“

„Nun weiß ich gar nichts mehr zu sagen, Tante Eve. Gätt' ich doch nur nicht erst angefangen.“

„Es ist auch schon so spät — und ein Zug ist das wieder hier im Flur, unerträglich.“ Frau Eve zog die Boa fester um den Hals und hüstelte. „Du wirst dich auch noch gründlich erkälten, Ottilie, wenn du immer hier so herunturkst, ohne Jacke, ohne irgendwas.“ Sie suchte nach einer freundlichen Abschiedswendung, fand aber keine. „Wenn die Else den Tee hinausbringt, dann soll sie mir doch gleich die Wärmflasche ins Bett legen, damit ich hernach nicht erst wieder klingeln muß. Na — adieu, Ottilie. Ich bleibe ja nicht lang.“

„Adieu, Tantechen.“

Hastig nahm Frau Eve den Weg zum Thor. Ottilie blieb noch ein paar Sekunden stehen und sah ihr nach. Dann legte sie die Hände auf den Rücken und ging langsam auf dem Fahrweg, den Schienen folgend, bis zum Wasser.

Hier stand Ottilie oft, besonders abends, wenn auf den Werften und Stätteplätzen und in den Fabriken die Lichter aufsprangen und wenn die roten und grünen Signal-
laternen der die Bucht kreuzenden Dampfer, Segler und Lastfahrzeuge ihren Schein herübersandten. Von den Fenstern der Werkstätten und vom Schlot der Schmiede flackerten die roten Lichtbahnen übers Wasser. Überall stampfte, hämmerte, klorrte, schrüllte, klang und pfiß es. Aus einer Hafenschenke klang Lärm: ein mechanisches Musikinstrument spielte einen Gassenhauer, dazu wurde von heiseren Stimmen gesungen.

Aber die Unruhe drang nur bis ans Wasser. Die dunkle, jetzt fast schwarz und zäh und metallisch wirkende Flut hatte etwas Friedvolles, Besänftigendes. Wenigstens Ottilie empfand es so. Sie ließ die Arme hängen und atmete tief auf. Und dabei fühlte sie, daß ihr die Tränen kommen wollten.

Sie hatte eine freundlose Jugend verbracht. Die Trennung der Eltern, hernach die Einsamkeit bei der Mutter, der Tod der Frühgealterten, dann das erschütternde Wiedersehen mit dem wie aus dem Grab auferstandenen, aus der Fremde heimkehrenden Vater — das alles hatte sie früh gereift. Mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens hatte sie sich in ihrer Verlassenheit und Vereinsamung an ihren Vater angeschlossen. Aber dann war diese fremde Frau

dazwischen getreten. Sie mußte sich mit ihr in die Liebe ihres Vaters teilen. Und der Teil, der ihr blieb, war der kleinere — zudem mußte sie sich ihn fast heimlich nehmen. Wie groß und stark doch die verführerische Gewalt war, die Frau Eve auszuüben mußte! Wäre es sonst denkbar gewesen, daß sie ihren Mann so ganz beherrschte? Ottilie haßte diese Macht. Was sie bei jeder Begegnung mit ihrer Stiefmutter abstieß, das war der Gedanke hieran.

Es wurde viel über Frau Eve geklatscht. Auch Ottilie hatte schon dies und das gehört. Und sie fühlte sich in ihres Vaters Namen verletzt. Noch nie war ihr die Haltung ihrer Stiefmutter so unverständlich erschienen, wie am heutigen Tage.

Wer aus dem Festsaschen Kreise mochte Frau Eve so zwingend locken, daß sie hier mit keinem Mittel zu halten war? Daß nicht einmal ihre verzweifelte Bangigkeit sie hielt?

... Wer?! ... Sie glaubte ihn zu kennen. Und eine tiefe, traurige Entmutigung überkam sie.

Ottilie fuhr aus ihren Gedanken jäh empor. Der Hund, der ihr gefolgt war, lief, plötzlich anschlagend, der Straße zu. Mitten auf dem Wege hielt er inne und bellte einen Fremden an, der gerade das zum Haus führende Gartentor öffnete.

„Lord! Lord!“ rief Ottilie hinter dem Hunde her, rasch ihm folgend. Im Näherkommen erkannte sie Doktor Studradt. Sie blieb erschrocken stehen. Ein paar Augenblicke sah sie ihn in großer Verwirrung an.

„O, Sie sind es selbst, gnädiges Fräulein. — Weißt er oder tut er nur so? — Good dog, good dog. So. Brav.“

„Streicheln Sie ihn nicht. Er ist scharf. — Komm, Lord, komm.“

„Sie haben die Festung in guter Hut.“

Allmählich fand Ottilie die Herrschaft wieder über sich. Sie wollte um nichts in der Welt verraten, womit sich ihre Gedanken soeben beschäftigt hatten. „Besuch kommt sonst nicht mehr nach Feierabend, da läßt ihn der Wächter jetzt immer ohne Maulkorb herumlaufen.“

„Also verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch so spät ins Haus fall'. Ich war verreist, bin erst den Nachmittag aus Berlin gekommen, wollt' mich jetzt aber doch gleich einmal nach dem Befinden erkundigen.“

„Tante Eve ist schon zur Komiteesitzung.“

„Ich meine: nach dem Befinden von Ihrem Papa.“

„Väterchen liegt noch immer. Es hat sich wenig gebessert.“

„Das tut mir herzlich leid.“

Sie sah an ihm vorbei. „Wenn Sie sich zuhalten, treffen Sie Tante Eve noch an der Haltestelle. Die Straßenbahn ist noch nicht durch.“

„Ich hatte nicht die Absicht... Aber ich halt' Sie auf, wie?“

„Machen Sie die Sitzung bei Excellenz Fesca nicht mit?“

„Zum Glück konnt' ich mich drücken. Ich hab' die Reise vorgeschoben. Ich bin kein Freund von solchen Festen. Und nun gar erst Dilettantentheater... Ich hab' mich baß gewundert, daß Frau Olfers als moderne, aufgeklärte Großstädterin solch einen Unfug mitmachen will. Noch dazu in so einer Rolle...“

Otti hatte den Hund am Halsband festgehalten. Er witterte nun wieder auf der Wasserseite eine Annäherung, begann zu knurren und drängte dahin. Ottilie ward mitgezogen. „Barnünftig, Lord! Was hast du nur wieder! — In was für einer Rolle, Herr Doktor?“

Sie war schon zehn Schritt voraus, so daß es zu keiner Antwort mehr kam. Zwischen den Gleisen, die zum Wasser führten, folgte Studradt. Das Tier ruhte nicht eher, als bis es wieder mit seiner Herrin den Platz von vorhin erreicht hatte.

„Aber wie reizend das hier ist!“ rief Studradt, sobald er den hellen Lichtkreis verlassen hatte und den Blick über das stimmungsvolle Hafensbild gewann.

Otti wies auf die unzähligen Lichter schräg zur Rechten.

„Ja — da hat die Arbeit illuminiert. Das fleißige Kiel.“

„Allerliebste anzusehen.“ Er versank für ein paar Augenblicke in das Bild. „Aber wissen Sie,“ sagte er dann munter, „gegen die Arbeitswut der Berliner kommen Sie hier in Kiel doch nicht auf. Diese Tätigkeit. Diese Courage. Und auf allen Gebieten.“

„Werden Sie sich in Berlin niederlassen? Steht es nun fest?“

„In Unterhandlungen bin ich wenigstens.“

„Auch Schiffsbau?“

„Natürlich.“

„Wie seltsam. Berlin als Hafenstadt.“

„Ozeanwindhunde sollen freilich nicht gebaut werden,“ sagte Studradt lächelnd. „Aber bedenken Sie den mächtigen Aufschwung im Motorbootswesen. Da gibt's auch für den Binnenländer ein großes, neues Absatzgebiet. Passen Sie nur auf, in Jahr und Tag sprechen wir uns wieder.“

„Also sollen wir Konkurrenten werden?“

„Vielleicht.“

Er hatte eine frische, ungezwungene Art, die Otti immer wieder für ihn einnahm. Noch bei jeder Begegnung war es ihm, seiner unbekümmerten Frische gelungen, sie mit sich fortzureißen. Heute aber wehrte sie sich dagegen.

Der Wächter kam jetzt und nahm ihr den Hund ab. Es drängte sie ins Haus zu kommen. Sie wollte nach dem Kranken sehen. Das sagte sie ihm frei heraus, so daß für ihn kein Zweifel blieb: er war verabschiedet.

„Schade, daß ich's so schlecht treffe, ich hätte Ihren Papa zu gern gesprochen,“ erwiderte er lebhaft, indem er an ihrer Seite den Rückweg antrat. „Er interessiert sich wohl in seinem Zustand auch nicht für Geschäfte?“

„Nur zu stark. Wir müssen ihn immer warnen.“

„Ich schwärme für Ihren Herrn Vater. Wissen Sie das? Ich denke mir: da steckt eine ganz geniale Veranlagung.“

Man konnte sich in Ottis Herz nicht besser und leichter Eingang verschaffen, als wenn man ihr Gutes über ihren Vater sagte. Sie hatte dem Besuch sofort lebhaft das Gesicht zugewandt. „Wenn Bating nur von früh auf größere Mittel gehabt hätte. Aber er mußte ja so winzig klein anfangen. Was Sie hier sehen, das ist alles sein Werk. Seine ganz eigene, persönliche Schöpfung.“

„Es war früher nur ein kleiner Bootsbau?“

„Sportsboote, sonst nichts. Kleine Lustjachten. Vielmehr Jollen. Da drüben stand ein Schuppen, geradezu die Tischlerei. Und in ein paar Jahren hat sich's so vergrößert. — Freilich: Ihnen imponiert das ja noch nicht.“

„Gewiß imponiert mir's. Ich meine nur: es ließe sich noch viel, viel mehr erreichen.“

„Ja — wenn Bating gesund wäre.“ Sie seufzte tief auf.

„Ihr Herr Schrötter ist freilich nicht der Mann, große, neue Dinge vorwärts zu bringen. Darüber wollt' ich mit Ihrem Herrn Vater gerade noch reden. Wir standen doch schon einmal in Unterhandlung.“

„Ja, ich weiß. Unter Baumeister Schrötter wollten Sie aber nicht arbeiten.“

„Eben. Jetzt möcht' ich ihm gern einen neuen Vorschlag machen. Er sollte sich an einem großen Unternehmen beteiligen. Ich hab' da in Berlin einen Großkapitalisten an der Hand. Lebeau. Sehr fähig, sehr modern und sehr unternehmungslustig. Wenn wir zu dritt zusammengingen, hätten wir bald die Führung.“

„Und die Werft hier?“

„Die mühte man verkaufen.“

Otti lachte hell auf. „O, was denken Sie! Nein, das ist ganz ausgeschlossen. Wir haben hier jeden Zollbreit wachsen sehen. Alles. Da — das Haus ist auch erst letztes Jahr unter Dach gekommen. Alles Väterchens Werk. Und unser Stolz. Da brauchen Sie gar nicht erst den Versuch zu machen.“

„Das können Sie als weibliches Wesen nicht beurteilen,“ erwiderte er lächelnd. „In Geschäften gibt's keine Sentimentalität.“

„Wenn Batting wieder auf ist, erzähl' ich's ihm einmal. Geben Sie acht, wie er Sie auslachen wird.“

„Wäre die Frage. Aber damit ist mir nicht gedient. Ich hätte noch heut abend wissen müssen, ob Aussicht vorhanden ist. Morgen trifft Lebeau hier in Kiel ein.“

„Nein, Sie dachten wirklich im Ernst —? Aber wie kommen Sie darauf?“

„Das will ich Ihnen offen sagen. Ich hab' mich in ganz Europa schon umgesehen. Und es steht für mich fest: Ihr Vater ist heute die erste Autorität. Er hat wenigstens das Zeug dazu, es zu werden. Aber hier fehlt ihm jede Möglichkeit, sich weiter auszudehnen. Schon räumlich. Wer in den nächsten zehn Jahren den Markt beherrschen will, der muß auf seiner Werft, in seinen Schuppen und Werkstätten Raum für eine ganze Flotte von Motorbooten haben. Es ist ungeheuer viel zu verdienen. Freilich ist auch ein großer Einsatz zu leisten.“

„Dieser Einsatz hieße für Vater: sein Lebenswerk?“

„Und für mich: mein Geld und meine Arbeit. Ebenso wie für Lebeau. Bei dem handelt sich's sogar um Millionen.“

„Das ist ja ganz phantastisch. Kennt Lebeau denn meinen Vater?“

„Persönlich nur flüchtig. Von der ersten Ausstellung her. Aber er kennt den Ruf und die Leistungen der Firma Olfers.“

„Und der Plan stammt von ihm?“

„Nein, von mir.“

„So.“ Otti war sehr nachdenklich geworden. Plötzlich hob sie rasch den Kopf. „Haben Sie mit Tante Eve schon darüber gesprochen?“

„Erst ganz im allgemeinen. Damals war ich mit Lebeau noch nicht so weit wie heute.“

„Und was sagte sie?“

„Nun, Ihre Frau Mama: — vor allem wäre sie glücklich, daß man dann nach Berlin übersiedeln müßte.“

„Ja so.“ Sie atmete tief auf. Fast zornig sah sie ihn an. „Ich hasse Berlin. Ich würde mich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, daß Vätting und Tante nach Berlin ziehen.“

Nun lächelte er überlegen. „Aber, gnädiges Fräulein, Millionen Menschen leben dort und sind glücklich.“

„Aber Väterchen —“ es kostete sie Überwindung es zu sagen, und doch trieb sie eine unbestimmte Angst dazu — „Väterchen würde dort unglücklich werden.“

Bewundert sah er sie an. „Wie Sie das so genau wissen wollen! — Und Sie selbst? Nehmen wir einmal an, Sie erhalten einen Heiratsantrag, und Ihr Zukünftiger lebt in Berlin, ist durch seinen Beruf, sein Amt gezwungen, dort zu leben?“

Sie schüttelte den Kopf. Trotzig stieß sie dann aus: „Ich verheirate mich nicht.“

„Gnädiges Fräulein — soll ich Sie nun nicht ein bißchen auslachen? Wenn der Rechte kommt, werden Sie anders sprechen. Wie?“

Sie hatte sich halb von ihm abgewandt. Eine kleine Weile schwieg sie, melancholisch nach dem Wasser blickend.

„Vielleicht war der Rechte schon da,“ sagte sie dann mit etwas müdem oder auch schmerzlichem Ausdruck. „Das ist abgetan. Ganz abgetan.“

Er zuckte leicht zusammen, kam aber nicht dazu, irgend etwas zu erwidern. Ottilie, die schon längere Zeit hindurch die Türklinke in der Hand gehalten hatte, drückte sie nieder, um ins Haus einzutreten.

„Ich muß nach Väterchen sehen,“ sagte sie kurz abbrechend, dämpfte aber dabei unwillkürlich den Ton.

„Hm. Und daß ich ihn noch ein Viertelstündchen sprechen könnte, das ist ganz ausgeschlossen?“

„Heute noch? Unmöglich.“

„Es handelt sich nur um die paar Vorfragen.“

„Meine Antwort genügt Ihnen nicht?“

Er lachte. „Offen gestanden — nein. Es wäre schlimm, wenn unsereiner so ohne weiteres die Klinke ins Korn werfen sollte.“

„So ohne weiteres.“ Wieder überlegte sie eine kleine Weile. „Was ich Ihnen gesagt habe, das ist also ganz spurlos an Ihnen vorbeigegangen?“

„Nicht spurlos. Ihre letzten Worte haben mir zu

denken gegeben. Aber nach anderer Richtung. An meinem Plan ändern sie nichts.“

Sie stand mit dem Rücken gegen die geöffnete Thür — er hielt noch auf der Stufe draußen. Es war, als ob sie das Haus zu verteidigen hätte. „Wenn ich Sie nun — herzlich bäte — ganz herzlich . . .“ Sie brach mutlos ab, weil sie sein überlegenes Lächeln sah. „Nein, Sie verstehen mich ja doch nicht.“

Die Hilflosigkeit und Bangigkeit, die sich in ihrem Ausdruck, in ihrer ganzen Haltung kundgaben, rührten ihn. „Gnädiges Fräulein, bitte, sagen Sie mir doch ganz aufrichtig . . . Weshalb soll ich schweigen? Weshalb sträuben Sie sich so gegen den Plan? Bloß weil damit das Übersiedeln nach Berlin verbunden wäre?“

Noch ein paar Sekunden kämpfte sie mit sich. „Ja!“ stieß sie dann kurz und rasch aus.

Wie hilflos irrt ihr Blick — um sich endlich an dem feinen festzuklammern. Und nun wurde ihr Ausdruck plötzlich herb, fast warnend oder drohend. „Hier habe ich noch Einfluß genug — wenigstens Möglichkeit — unser Haus zu verteidigen. Dort nicht. Denn dort bin ich fremd.“

„Ihr Haus zu verteidigen?“ fragte er befremdet.

„Ja. Den Frieden unseres Hauses.“

Wie der Blitz durchschloß ihn nun die Erkenntnis, was sie meinte. Und etwas wie Scham überkam ihn. Wie tief mußte dies arme Ding gelitten haben, daß sich ihre Angst schon in solchen Worten verriet.

Es erschien ihm unmöglich, in dieser Situation, die sich so seltsam zugespitzt hatte, sich zu rechtfertigen. Doch das lange Schweigen verdroß ihn. Er zwang sich zu einem überlegenen, möglichst leichten Ton, um sich den Anschein zu geben, als nähme er ihre Rede nicht ernst.

„Wenigstens will ich Ihnen den Frieden dieses Abends nicht stören, gnädiges Fräulein. Ich lasse mich Ihrem Herrn Vater also bloß empfehlen — und vertage die Sache.“

Damit küßte er den Hut und trat zurück.

„Ich — danke Ihnen,“ flüsterte sie. Und als er sich verabschiedete, gab sie den Gruß ebenso leise zurück.

Aber in der schlechten Beleuchtung sah er nicht, daß ihre rechte Hand, die sie mit der andern fest gefaltet vor der Brust gehalten hatte, wie bettelnd, sich nun plötzlich nach ihm ausstreckte. Er ging, ohne zu wissen, daß ihm auch ihr Händedruck hatte danken sollen.

Und so ward es ein frostiges Auseinandergehen — ein beinahe feindlicher Abschied.

Otti hielt noch eine Weile in der halboffenen Thür. Sie hörte seine Schritte sich entfernen, hörte unter dem Anschlagen des Hundes das Gittertor zufallen.

Am liebsten wäre sie hinter ihm hergeeilt, um ihm die ganze Not ihres Herzens zu gestehen. Er ahnte ja den Sturm nicht, der über sie hinwegging. Er hatte aus ihren Worten nur die Anklage herausgehört, die bittere Anklage. Ihr Kummer, ihre Enttäuschung, ihre leidenschaftliche Eifersucht hatten nicht zu ihm gesprochen.

... Es war unheimlich still im ganzen Hause. Die beiden Mädchen befanden sich im Untergeschoß. Ganz leise und behutsam stieg Otte darauf die Treppe empor und lauschte an der Schlafzimmertür.

„Ja, Otte!“ klang es seltsam tonlos von drinnen.

Der Kranke hatte sie also gehört.

Flugs war sie nun an seinem Bett. „Hab' ich dich gestört, Vatter?“

„Nein, nein, Kleine.“ Otfers rang nach Luft. Unter eigentümlichem Zucken rechte er fast bei jedem Wort das Kinn empor.

„Ich liege schon lange munter. Das Herz, weißt du. Es ist mir recht seltsam zu Mute. Ganz — abscheulich.“

„Väterchen —!“

„Keine Angst, Kleine. Still, da setz' dich her. Ja — laß mir deine Hand. Eiskalt ist sie. Du hast unten gesprochen? Vor dem Haus? Nicht?“

„O — es klang bis hier herauf?“

„Wer war es?“

„Doktor Studtadt. Er war eben aus Berlin zurückgekommen.“

„Studtadt. So. Hat er sich geeinigt mit Lebeau?“

„Es scheint so. Du bist eingeweiht?“

„Eve erzählte mir.“

„Dann will ich dir alles sagen.“ Und in knappen Zügen gab sie ihm den größten Teil ihrer Unterredung wieder.

Otfers lächelte melancholisch und nickte ein paarmal. Als sie fertig war mit ihrem Bericht, sagte er: „Jetzt kommen sie, jetzt, wo's zu spät ist.“

„Zu spät? Vatter, was meinst du damit?“ Sie sah ihn angstvoll an.

„Wenn ich vor drei Jahren Kapital gehabt hätte.

Aber jetzt ist's eben zu spät. Und es ließe sich hier noch so viel tun. Unendlich viel. Ach — —“

„Hier. Gewiß, Batting. Und du wirst ja wieder gesund werden. Dann gehst du mit frischen Kräften wieder ans Werk. Verkaufen würdest du die Werft hier doch nicht, wie?“

„Bewahre. Aber Stuckradt hätt' ich gern hier gehabt.“

Sie fuhr leicht zusammen. „Stuckradt?“

„Ja. Er hätte mir den Berliner heranziehen müssen. Jetzt, wo ich so lag, da hab' ich in Gedanken gebaut.“

„Gebaut? Wie meinst du das, Batting?“ Seine Hast, die nervöse Art, mit der seine Hände immer über die Decke strichen, befremdete sie.

„Ja. In die Luft gebaut. Drüben, die Bleiche von Buttsteins, weißt du, die hatt' ich in Gedanken schon gekauft. Und auch der Bauplan war fertig. Fehlte nur das Geld — und die Gesundheit.“

„Nein, wirklich, du würdest gern noch vergrößern?“

„Wenn ich könnte. Gewiß. Da drüben hätte man Raum. Von da aus wäre ganz Deutschland zu versorgen. Einmal der gute, bequeme, sichere Kreuzertyp, verstehst du. Und außerdem die Zollboote, die Hafenfutter und all das.“

„Dafür sollte die Werft drüben sein?“

„Ja. Die Lieferungen für die Behörden und alles, was so Brotarbeit ist, tägliche Brotarbeit, das müßte dort hinüber.“

„Und hier?“

Fast strahlend traf sie nun aus seinen großen, unruhigen Augen ein Blick. „Hier bliebe mein Versuchsfeld. Rennboote. Die kleinen Panzer. Mein neuer Typ zu aller nächst: das seefeste Boot.“

„Batting, es wird ja alles werden. Sprich doch nicht so, als wär' das nur eine Phantasie.“

Er sah sie lange an.

Sie hielt noch immer seine Hand fest. „Aber nach Berlin würdest du doch nicht gehen, Batting, wie?“

Müde lächelnd schüttelte er den Kopf. „Ich mache nur noch e i n e Reise, Ottilie. Die große Heimreise.“

„So sollst du doch nicht reden, Batting!“ Nun ließ sie sich neben seinem Bett auf die Kniee nieder, preßte das Gesicht gegen seine Hand und weinte.

Er strich ihr mit der andern Hand leise übers Haar. „Kleine Ottilie! Kleine Ottilie!“ flüsterte er. „Kleine — Ottilie...“

Seine Hand tastete nach ihrem Kopf. Er hatte die Augen geschlossen, die Lippen geöffnet und rang nach Luft.

„Batting!“ rief Ottilie besorgt.

Mit einem jähen Ruck fuhr er plötzlich in die Höhe. „Das ist — das Herz, Ottilie!“ stieß er aus.

Sie umfing ihn mit beiden Armen. „Batting!“ schrie sie.

Im nächsten Augenblick hörte sie ein furchtbares Aufstöhnen. Die Last seines Körpers wuchtete schwer auf ihr. Sie geriet ins Taumeln, hielt ihn aber mit aller Gewalt fest. Dann fiel sein Kopf zurück. Er übergab sich ein wenig, drehte sich zur Seite und schlug noch einmal groß die Augen auf, bemüht, ihr zuzulächeln.

„Ottilie —!“

Die Lider fielen wieder zu, aber das Lächeln blieb stehen. Er rührte sich nicht mehr.

Ottilie säuberte rasch mit dem Handtuch das Kopfkissen. Dann setzte sie sich auf den Bettrand, sprach ihm bittend zu und wartete, bis er wieder die Augen aufschlagen würde.

Aber es war unheimlich still geworden. Sie hörte seinen Atem nicht — sie sah auch die Brust sich nicht heben.

„Batting!“ flüsterte sie.

Nun beugte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Doch jäh fuhr sie wieder empor.

Und ein Aufschrei, über den sie sich selbst entsetzte und der ihr noch lange, lange hinterher im Ohr nachklang, durchschnitt die unheimliche Stille.

Ihr Vater war tot.

*

Olfers hatte in den letzten beiden Wintern gesellschaftlich fast gar nicht mehr verkehrt. Dennoch gestaltete sich die Kundgebung der Teilnahme geradezu imposant.

Mit ein Grund dafür war in der erschütternden Art und Weise zu suchen, in der die unglückliche Witwe die Schreckensbotschaft erhalten hatte. Der junge Monteur der Firma, Proschwitz, der erste, der durch das Gesinde vom Ableben des Hausherrn benachrichtigt worden war, hatte sich eilends zur Wohnung der Erzellenz von Tesca begeben, um Frau Olfers herausrufen zu lassen.

In allen Räumen herrschte ein lustiges Treiben. Kapitänleutnant von Wolde hatte außer dem Theaterkapellmeister den Chordirigenten mitgebracht, der im Musiksaal mit den Damen und Herren des freiwilligen Chores stimmenweise eine erste Probe abhielt. Wer hierbei nicht beschäftigt war, belagerte eine der drei zum Speisezimmer führenden Türen. Der Esstisch war an die

Wand gerückt worden, mit Stühlen hatte man die Ab- und Zugänge der Bühne markiert. Der Kapitänleutnant saß an einem Regietischen, sprang aber immer wieder auf und spielte in seiner lustigen Art dem einen oder andern der Mitwirkenden etwas vor. Den Vogel schloß schon heute Frau Olfers mit ihrem Prinzen Orlofsky ab. Graf Grote, der am Klavier saß, hatte die treffende Kritik aufgebracht: „Sie ist geradezu Champagner!“

In den kleinen Pausen hörte man fast in der ganzen großen Etage das lustige Motiv des Orlofsky trällern, dahinein klang aus dem Musiksalon der Fledermauswalzer oder das Finale: „Brüderlein — Schwesterlein!“

Und dieses Lachen, Trällern, Singen, Plaudern, Klavierspielen ging in der Wohnung noch eine gute Weile nach dem furchtbaren Auftritt im Korridor weiter.

Man hörte wohl die Stimme von Frau Olfers, konnte aber nicht feststellen, was sie rief. Einige glaubten, sie lachte, und weil es so seltsam klang, so übertrieben laut, lachten sie mit.

Dann sah man sie aber mit allen Zeichen des Entsetzens mitten durch die Wohnung eilen, auf das Hinterzimmer zu, wo die Garderobe eingerichtet war.

Und nun sprang der Kapitänleutnant hastig auf und trat der Rotblonden entgegen . . .

„Mein Mann ist tot!“ Frau Olfers rief es mehrmals hintereinander. Ihre Stimme klang kreischend.

Eine maßlose Bestürzung kam über die noch soeben ausgelassene Gesellschaft. Von Zimmer zu Zimmer pflanzte sich die Botschaft fort. „Frau Olfers hat die Nachricht, nein, denken Sie! — ihr Mann ist ganz plötzlich einem Herzschlag erlegen!“ — „Wo? Hier?“ — „Nein, daheim; er war ja nicht mit.“ — „War er schon länger leidend?“ — „Ja; aber der Arzt hatte es für ganz ungefährlich erklärt.“ — „Frau Olfers, das ist doch die hübsche junge Frau, die rotblonde, die den Prinzen geben soll?“ — „Damit ist's nun natürlich aus.“ — „Natürlich wird die Probe abgebrochen?“ — „Wird das Fest überhaupt nicht stattfinden?“ — „Haben Sie die Armste selbst gesehen?“ — „Erzellenz ist bei ihr. In der Garderobe. Sie soll ohnmächtig geworden sein.“ — „Ist Doktor Gneist noch da? Wo ist Doktor Gneist?“

Alles nahm den Ruf auf. Der Marinestabarzt stand draußen auf dem Korridor und verhandelte mit dem Boten der Trauernachricht. Ein großer Kreis hatte sich um das Paar versammelt.

Proschwitz steckte noch in seinem blauen Arbeitsanzug. Er hatte in der Drechslerei an einer Privatarbeit gegessen, als der Wächter ihn nach dem Wohnhaus rief.

Durch das dichte Spalier der vom Schreck bleich gewordenen, aus der sorglosen Lustigkeit herausgerissenen Gäste schob sich nun vom rückwärtigen Korridor her ein Trupp dem vorderen Wohnungsausgang zu: Frau Olfers schluchzend, wankend, geführt und gestützt von beiden Erzellenzen, hinter ihr das Hausmädchen, das sich bemühte, der erst unvollkommen zum Fortgehen angezogenen Frau das Kopfstuch richtig umzugeben, hüben und drüben Herren und Damen, die teilnahmewoll fragten, die trösteten oder wenigstens beschwichtigen wollten.

Noch tagelang hinterher erklärten alle, die der aufregenden Szene beigewohnt hatten, sie würden den niederschmetternden Eindruck nie und nimmer vergessen.

So kam der stille Olfers, der sich im Leben, wenigstens in den letzten Zeiten, nur seiner Arbeit gewidmet hatte — und im übrigen einzig seinem Töchterchen — durch seinen plötzlichen Tod in aller Leute Mund.

Und die Totenfeier, die für ihn stattfand, ward das prunkvollste Fest, das sein Heim je gesehen.

Nach dem Willen des Verbliebenen sollte sein Leichnam in Hamburg, in der Familiengruft, wo seine Eltern lagen, beigesetzt werden. Im unmittelbaren Anschluß an die Feier im Trauerhause fand die Überführung des Sarges nach dem Bahnhof statt. Die Beisetzung war für den andern Vormittag anberaunt. Zur Fahrt nach Hamburg wurden nur die näheren Freunde und die Angestellten des Hauses erwartet. Aber die tragischen Umstände, unter denen die arme Frau Olfers den herben Verlust erfahren hatte, schienen die dabei Zeuge gewesenen Bekannten zu veranlassen, weit mehr als das Übliche zu tun. Sogar Erzellenz von Tesca, der Olfers nie gesehen hatte, fuhr mit. Als Ottilie an der Seite ihrer Stiefmutter den Bahnsteig betrat, sah sie eine Menge schwarzgekleideter, zum Teil mit Trauerkränzen beladener Herren, von denen sie nur die wenigsten kannte.

Die Teilnahme galt auch nur im geringeren Maße ihr. Alles drängte sich um Frau Eve.

Rascher als Ottilie es für möglich gehalten, hatte ihre Stiefmama ihre Fassung wiedergefunden. Am Morgen nach dem Unglück, schon in aller Frühe, waren bereits

zwei Zimmer des oberen Stockwerks in Schneiderstuben verwandelt worden. „Es ist mir ja ganz egal, wie ich aussehe, ach, lassen Sie mich doch!“ sagte Frau Eve tagüber wiederholt beim Anprobieren. Aber abends, nach dem Fortgehen der Schneiderin, kam sie aufgereggt in Ottis Stube und zeigte ihr voller Empörung, daß der schwarze Rock vorn zipfelte. „So kann ich doch gar nicht gehen, da wird man ja zum Gespött!“

Baumeister Schrötter hatte in Gemeinschaft mit dem ältesten Freund des Verstorbenen, dem Rechtsanwalt Camphöben, die notwendigen Vorbereitungen für die Trauerfeier getroffen. Es waren mehrere Coupés vorausbestellt worden. Otti hatte in dem Abteil, in dem Tante Eve saß, keinen Platz mehr gefunden. Sie setzte sich in dem anstoßenden Coupé ans Fenster, wie erlöst, als sie sah, daß die übrigen Mitfahrenden ihr nur flüchtig bekannt waren, so daß sie von ihnen keine Trostversuche gewärtigen mußte. Von Zeit zu Zeit hörte sie aber aus dem Nachbarcoupé Tante Eves plötzliches Aufschluchzen.

Sie preßte dann die Lippen fest aufeinander und starrte durchs Fenster auf die vorbeizugende Landschaft. Es war ein schöner, sonniger, kalter Tag. Da und dort hing noch etwas buntes Herbstlaub an den Bäumen. Das gute Wetter wirkte auf die Stimmung der Reisenden. Nebenan erzählte ein Herr von einer lustigen Begegnung, die er einmal mit dem Verstorbenen gehabt hatte. Da wurde gelacht, und Frau Eve lachte herzlich mit. Bis ihre helle Stimme plötzlich wieder ins Weinen umschlug.

„Die Art Naturen haben's viel besser, Fräulein, als Sie,“ sagte Proschwiz, der dies von seinem Platze aus im dritten Coupé auch mit angehört hatte, auf dem Bahnsteig in Hamburg zu ihr, „die poltern ihren Schmerz heraus und werden ihn los. Aber Sie verbeißen ihn in sich.“

Sie sah ihn mit ihren dunkelbraunen, großen Augen, die voller Wasser standen, wie durch einen Schleier an. „Ich will ihn nicht los sein, den Schmerz, Proschwiz,“ erwiderte sie mit matter Stimme.

„Armes Ding!“ sagte er gutmütig.

Otti glaubte all dies gar nicht selbst zu erleben. Die Welt war für sie in seltsame Ferne gerückt. Auch die Stimmen, die auf der langen Wagenfahrt zu ihr sprachen, hörte sie nur wie ganz von weitem.

Als sie in der blumengeschmückten Kapelle den Sarg

aufgebahrt sahen, hatte Tante Eve wieder einen nervösen Anfall: sie schluchzte laut und erschütternd. Otti stand mit gefalteten Händen da, in sich gekehrt. Der Schmerz, der ihr auf die Kehle drückte, machte ihr's ganz unmöglich, auch nur einen Ton herauszubringen.

Ein gutgeschulter a capella-Chor sang, der Geistliche sprach Trostworte, dann spielte die Orgel — und der unter einer schweren Last von Blumen fast vergrabene schwarze Sarg ward aufgehoben und nach der dicht benachbarten Familiengruft der Olfers verbracht, wo er unter dem Segen des Geistlichen in seine letzte Ruhestätte versenkt wurde. Von der Kapelle aus hörte man noch das Orgelspiel. Frau Eve versiel wieder in ein fast hysterisches Schluchzen. Sie umarmte Otti, sie suchte Trost bei ihrem Vater; hilflos an dessen Schulter gelehnt, erwiderte sie dann die Händedrücke.

Otti wehrte die Herren, die sie ihres Beileids versichern wollten, mit bittender Gebärde von sich ab. Sie hatte nasse Augen, weinte indes nicht mehr. Es war nun fast schon etwas wie stiller Friede über sie gekommen. Und als sie draußen von dem kleinen Hügel aus über den schönen Gottesacker hinsah, der im vollen Sonnenlicht lag, wandelte sie das Verlangen an, noch eine Weile hierzu bleiben. Es erschien ihr grausam, sogleich wieder die lange Wagenfahrt antreten zu sollen.

Schrötter, Camphöven und Proschwitz wollten sie zum Wagen geleiten. Aber sie sagte ihnen mit leiser, fester, freundlicher Stimme: „Bitte, lassen Sie mich noch hier. Nur ein paar Augenblicke. Einer der Wagen soll warten. Ich komme nach.“ Der Zug ging erst in zwei Stunden. Sie hatte also reichlich Zeit. Die Herren ehrten ihren Wunsch, jetzt eine Weile allein zu sein, und versprachen, den Kutscher zu benachrichtigen.

„Und sagen Sie's auch Tante Eve,“ setzte sie hinzu. Die junge Witwe hatte inzwischen, von ihrem Vater gestützt, gleichfalls die Begräbnisstätte verlassen. Wie sie so auf dem Hügel vor der weißen Kapelle in der goldenen Mittagssonne stand, bot sie ein ergreifend schönes Bild. Das Schwarz ihrer Kleidung, das wunderbare Rotblond ihres vollen Haares, der zarte, jugendliche Teint, es stimmte alles harmonisch zusammen; nicht einmal die verweinten, leicht geröteten Augen konnten den Eindruck stören.

Einer aus dem Gefolge der jungen Frau hatte sich

losgelöst und kam hinter Ottilie drein. Sie bemerkte es erst, als er bloß noch ein paar Schritte hinter ihr war. Erschrocken wandte sie sich um.

Es war Doktor Studradt.

„Bitte, bitte, lassen Sie mich!“ sagte sie leise.

„Ich will Sie nicht quälen, gnädiges Fräulein. Aber Ihrer Frau Mama ist es angst um Sie.“

„Ich muß jetzt allein sein.“

„Das sollen Sie eben nicht. Was erreichen Sie damit, wenn Sie sich strapazieren? Seien Sie brav, seien Sie wacker, Fräulein Olfers.“

Ganz langsam kamen ihr nun die Tränen wieder bei dem gutmütig-poltrigen Klang seiner Ermahnung. Er nahm ihre im schwarzen Handschuh steckende Rechte und patschelte sie. Sie ließ es geschehen. Es tat ihr doch wohl.

„Ich will ja nur — ein halbes Stündchen hier herumgehen,“ brachte sie unter leisem Schluchzen vor.

„Das können Sie ja. Aber ich möchte dabei sein. Ja, darf ich? Sehen Sie, es wäre mir eine ordentliche Seelenberuhigung, Ihnen jetzt einen Freundschaftsdienst zu leisten.“

Sie schluckte und preßte das Taschentuch gegen den Mund.

„Ein Freundschaftsdienst wär's jetzt nur — zu schweigen.“

„Gut, Fräulein Ottilie. Geben Sie mir Ihren Arm. Wir wandern hier durch ein paar von den stillen Straßen — und ich verspreche Ihnen zu schweigen.“

Er hielt sein Versprechen nicht. Dennoch gelang es seiner ritterlichen Art, seinem besonderen Herzenstakt, das junge Ding über die ersten, die allerschwierigsten Schritte in die neue Einsamkeit hinwegzubringen. In der Sonne stand eine Bank. Dort ließen sie sich nebeneinander nieder. Man hörte fortwährend Wagen vom Friedhofstor abfahren.

Er erzählte ihr, wie er die Bekanntschaft ihres Vaters gemacht hatte. Jede Begegnung mit ihm, auch als das Leiden Olfers schon quälte, war für ihn sehr eindrucksvoll gewesen.

„Wenn ich gewußt hätt', daß es so bald ans Scheiden gehen soll, hätt' ich mich gar nicht erst so an ihn angeschlossen. Darin verstehen Sie mich wohl nicht? — Ja, es liegt Egoismus darin, das geb' ich zu. Aber ich bin immer einsam gewesen.“

Sie wußte, daß er selbst frühzeitig Waise geworden war. Es kam nun in ganz natürlicher Entwicklung der nächsten paar Fragen dazu, daß er vom Tod seiner eigenen Eltern sprach. Im Anschluß daran sagte er: „Sie haben aber immer noch das bessere Teil erwählt, Fräulein Ottilie.“

Sie sind doch schon ein reifer, erwachsener Mensch heute. Ich war unmündig, als mein alter Herr der Mutter folgte. Und weil er ein leidliches Vermögen hinterließ, umkreisten mich die lieben Verwandten. Na — darunter waren ein paar Staatsexemplare, sag' ich Ihnen. Während wir noch am Sterbebett standen, teilten sie schon mit ihren Blicken dies und das unter sich. Damals lernt' ich die Einsamkeit suchen. Und finden. Anders stehen Sie heute da. Ganz anders. Sie haben Liebe auf allen Seiten."

Sie hatte sich zurückgelehnt und ließ die Arme kraftlos sinken. Ihr kleines Taschentuch, von den Tränen durchnäßt, war in ihrer Hand zur Kugel zusammengeballt. Sie machte eine müde Bewegung hinter den Wagen her. „All die Freundschaft ist morgen vergessen."

Die Gruppe der Herren, die auf Otti warteten, hatte sich in Bewegung gesetzt. Ab und zu erschienen sie an der nächsten Biegung des Friedhofsweges. Man hörte abgerissene Teile ihres Gesprächs über geschäftliche An- gelegenheiten der Olfersschen Werft.

„Proschwitz ist Ihrem Vater wohl sehr gut und fleißig zur Hand gegangen?" fragte Stuckradt.

„Er war schließlich die Seele von allem."

„Also braucht Ihnen zunächst um nichts bange zu sein?"

„Darin gottlob um nichts. Es ist für die nächste Zeit alles geregelt." Sie atmete tief auf. „Und ich weiß auch schon, wie es später einmal werden muß."

„Nun? Verraten Sie mir's."

Etwas wie fröhliche Zuversicht huschte über ihr blasses, vom Leid ganz durchgeistigtes Antlitz. „Das ist ja sicher: eine Person allein kann Bätting nicht ersetzen. Er war geistig zu reich, in seinen Talenten zu vielseitig. Aber wir werden uns nun in seine Arbeit teilen. Proschwitz und ich. Ja — wir beide. Schrötter bleibt auf seinem Posten, das hat er mir gestern in die Hand versprochen. Und Camphöven wird mir helfen, mich im Bureau einzurichten."

Ungläubig sah er sie an. „Sie? Ein Mädel?" Er verbesserte sich: „Eine junge Dame?"

„So hab' ich's auch schon mit Proschwitz fest verabredet. Er muß Bätting drüben bei der Arbeit auf der Werft ersetzen — ich im Kontor."

Stuckradt stand auf. „Na, mein liebes Fräulein, das ist ja gut gemeint. Eine Weile wird's auch ganz heilsam für Sie sein. Tüchtig sich beschäftigen, das ist jetzt das

beste. Aber auf die Dauer . . . Na, reden wir jetzt nicht davon . . . Kommen Sie, Fräulein Olfers, es ist doch kälter, als man denkt. Wenn's Ihnen recht ist, marschieren wir noch die paar Meilen da drüben ab. Da kommen wir dann im Bogen zum Tore zurück."

Auf dem Weg zum Ausgang knüpfte Studradt wieder an ihre vorige Bemerkung an: sie wollte sich mit Proschwiz in die Arbeit ihres Vaters teilen.

"Und Schrötter war sofort damit einverstanden?" fragte er. "Der ist doch mitbeteiligt an der Firma?"

"Nicht als Besitzer. Camphöven hat Vater das nötige Geld gegeben. Bei dem letzten Ausbau damals. Schrötter bekommt einen Anteil bloß als Zuschuß zu seinem Gehalt. Der Mann der Praxis war aber Peter Proschwiz. Schon immer."

"Und seiner sind Sie ganz sicher?"

Sie nickte heftig. "Ganz sicher."

"Natürlich werden Sie diese Treue belohnen, Fräulein Ottilie," sagte er mit einem schwachen Lächeln. "Stimmt's?"

"Ach — diese Treue rechnet nicht auf Lohn."

"Ich meine nicht den klingenden Lohn. Ich meine den Herzensdanke."

Müde hob und senkte sie die Schultern. "Nun sagen Sie dasselbe, was Tante Eve, was Camphöven, und was alle die andern sagen — oder sich ausdenken."

"Und es kommt doch der Wahrheit nahe, nicht?"

"Nein."

"Heute noch nicht. Natürlich nicht. Aber es liegt doch in der Entwicklung der Dinge."

"Duales Sie mich nicht. Bitte, bitte."

Darauf legten sie den Rest des Weges schweigend zurück. Studradt war fest überzeugt, daß er auf der rechten Fährte war. Und er entdeckte in sich eine ganz seltsame Anwandlung: etwas wie Eifersucht.

Die Herren nahmen ihren Schübling am Friedhof in Empfang. Sie fanden Ottilie um vieles gefasster. Es stellte sich heraus, daß zwei Wagen zurückgeblieben waren. Ottilie mit Camphöven, als den ältesten Freund, mit ihr zu fahren. Studradt stieg mit dem Regierungsbaumeister in den zweiten Wagen. Eben wollte Proschwiz ihnen folgen, als Camphöven ihn anrief. Die Herren im zweiten Wagen sahen dann noch, daß der Blonde auf Ottilies Geheiß ihr gegenüber Platz nahm. Und Studradt bemerkte, als ihr Wagen den andern überholte, daß Proschwiz, der

sich weit vorgebeugt hatte, Ottis beide Hände festhielt und vertraulich auf sie einredete.

„Sie ist mit ihm doch wohl versprochen?“ sagte Studradt ein Weüchen später zu dem Kollegen.

Schrötter, der noch ganz abwesend war vor Erschütterung, entschuldigte sich mehrmals, daß er ein so schlechter Gesellschafter wäre. Die Frage Studradts verstand er zunächst gar nicht.

„D — die kleine Olfers — mit Broschwitz?!“ stieß er dann verwirrt aus. „Ja, meine Frau meinte es früher auch einmal. Aber in den letzten Wochen . . . sie hat sich doch stark verändert, die arme Kleine, in ihrem ganzen Wesen. Ein Herzenskummer, ja, das ist sicher. Aber Broschwitz? Nein, nein, ich glaube, es ging tiefer. Camphöven meinte: einer von denen, die immer um ihre Stiefmutter waren. . . . Ach, schrecklich. Man hörte doch so viel aus dem Hause. Nun, ich stecke gottlob zu tief in meiner Arbeit drin . . . nur der Olfers, der wundervolle Kerl, der großartige, der hat mir doch oft sehr leid getan. Na, nun ist er das alles los und ledig. Und lacht über uns. Mir ist's sehr nahe gegangen, sehr nahe. Entschuldigen Sie, daß ich so . . . Ah, man muß sich doch fassen können!“ Schrötter fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen.

Stirnrunzelnd blickte Studradt zu Boden. Er hatte dem Manne gegenüber, der sich so in aller Naivität seinem Schmerz hingab, ein böses Gewissen.

Hatte das Gerede der Leute etwa ihn selbst in Verbindung gebracht mit Ottis Wandlung?

Es war ihm eine Qual, die endlose Fahrt in Schrötters Gesellschaft zurücklegen zu müssen. Nur mühsam dehnte er den Faden eines Gesprächs über irgend eine technische Frage bis zur Ankunft am Bahnhof.

Die ganze Gesellschaft saß in Wartesaal erster Klasse schon bei Tisch. Man hatte mehrere Tafeln zusammenrücken lassen. Der Platz neben der jungen Witwe war für ihre Stieftochter freigelassen worden. Als Otti eintrat, erhob sich Arhausen und mit ihm die Mehrzahl der Herren. Es befanden sich unter ihnen einige, die ihr noch nicht vorgestellt waren. Frau Eve machte ihr Vorwürfe, daß sie nicht gleich mitgekommen war. Sie fragte auch Studradt, warum er nicht energischer gewesen wäre. „Man muß sie ja beaufsichtigen wie ein kleines Kind,“ meinte sie. „Ja, ja, Ottili, jetzt habe ich die Verantwortung

für dich allein, wo dein Papa nicht mehr ist, also mußt du mir's nicht so erschweren. — Nun komm und isz etwas. Wir sind erst abends in Kiel. Du nimmst am besten auch das Menü wie wir alle, damit nicht erst das lästige Ausschuchen ist. Es ist ja auch gleichgültig — an so einem Tage. Nein, Kind, daß ich das erleben muß, daß ich jetzt allein ... nach Hause zurück ...“

Sie hatte Ottilie mit sich an den Tisch gezogen, Platz genommen und gedankenlos ein Stück des knusprigen Brötchens in den Mund gesteckt, während sie sprach. Mit vollem Mund begann sie nun zu weinen. Da weiterhin eine Anzahl Tische von andrem Publikum besetzt war, das schon neugierig genug die um die junge Witwe gescharte Gesellschaft musterte, so erhob sich von allen Seiten der Tafel her ein Beschwichtigungsgemurmel.

Stuckradt nahm einsilbig an der Mahlzeit teil. Er beobachtete, daß Ottilie sich zwar gehorsam über ihren Teller beugte, auch Messer und Gabel gebrauchte, aber keinen Bissen zu sich nahm. Frau Eve aß ausreichend von jedem Gang. Sobald sie aber Messer und Gabel wieder hingelassen hatte, begann sie halblaut zu weinen und von dem Toten zu sprechen. Stuckradts Nachbar am Tisch war Erzellenz von Jesca. Überhaupt bestand gut ein Drittel der Anwesenden aus aktiven Offizieren des Heeres und der Marine. Die Uniformen gaben der Gesellschaft einen festlichen, feudalen Anstrich. Arxhausen ließ zuweilen wohlgefällig seinen Blick über die Gäste schweifen. Seine erste Frage an seine Tochter, als sie den Wartesaal betraten, war die: ob er denn den jungen Proschwitz auch einladen sollte, mit an der Tafel Platz zu nehmen. Seine heimliche Sorge verriet sich darin: der junge Mann könnte am Ende mit dem Messer essen.

Kurz vor Schluß der Mahlzeit kam es zur Sprache, daß Frau Eve sich entschlossen hatte, die nächsten Wochen in Berlin bei ihrem Vater zu verleben. „Bis das Aller schlimmste überwunden ist,“ setzte sie seufzend hinzu.

Stuckradt bemerkte das Entsetzen von Ottilie, die ihre Stiefmutter — und darauf Proschwitz — wortlos anstarrte. Frau Eve übersah es. Eine weitere Erörterung fand auch nicht statt. Einer der jüngeren Offiziere, der beauftragt war, für das Freihalten der Plätze zu sorgen, kam soeben herein und meldete, daß der Zug schon bereit stünde.

Auf dem Perron traf Stuckradt das junge Mädchen

dann im Gespräch mit Frau Eves Papa. Arhausen liebte es laut zu sprechen. „Allein kannst du doch in dem Hause unmöglich bleiben, liebes Kind. Ich hab' das mit Eve schon eingehend erwogen. Frag' sie selber: es geht nicht anders. — Nein, kommen Sie ruhig, lieber Herr Doktor, wir haben keine Geheimnisse. Es handelt sich darum . . .“

So ward Stuckradt mit in das Gespräch gezogen. Er fragte Ottilie: „Warum sträuben Sie sich, gnädiges Fräulein? Die Veränderung wird Ihnen doch nur heilsam sein.“

„Sag' ich ja auch, sag' ich ja auch,“ fiel Arhausen lebhaft ein.

„Ich brauche — Arbeit!“ stieß Ottilie ganz hilflos aus.

Inzwischen war auch Frau Eve hinzugetreten. „Bon Hierbleiben — in Kiel bleiben — kann gar keine Rede sein. Wie denkst du dir das?“

„Wenn du vielleicht die Ilse mitnimmst — ich würde ja ganz gut mit der Auguste allein fertig. Viel wär' ich ja auch gar nicht im Haus. Der Kursus auf der Handelsschule — und ich will mich doch auf der Werft umsehen. Das hab' ich mit Proschwitz ja schon alles besprochen. Auch mit Camphöben und Schrötter.“

Frau Olfers lachte spöttisch auf. „Mein Gott — aber das sind ja Kindereien!“

Angstlich sah sich Ottilie nach Beistand um. „Herr Doktor Stuckradt — sagten Sie nicht auch . . .?“

„Später, gewiß, gnädiges Fräulein. Aber jetzt folgen Sie getrost dem Rat. In Berlin haben Sie neue Einbrüche. Es ist Ihnen doch so nötig, aus der traurigen Umgebung fortzukommen.“

Sofort streckte Frau Eve die Hand nach ihm aus. „Sie werden uns doch auch in Berlin öfters besuchen, Doktor, nicht? Geselligkeit werden wir ja nicht treiben — im Trauerjahr — aber so mit guten Freunden . . .“

„Nein, nein, nein, nein,“ warf Ottilie leidenschaftlich dazwischen, „ich gehe nicht, ich gehe nicht! Ich bleibe in Kiel — und bei Vattings Werk.“

Nun streifte Frau Eve ihre Stieftochter mit einem geringschätzigen Blick. „Nimmer mit Proschwitz zusammenzustecken, liebe Ottilie, das paßt sich so wie so nicht. Wenn also das der Grund ist, dann —“ sie zuckte lässig die Schulter — „dann müssen wir Herrn Proschwitz eben bitten, sich eine andre Stellung zu suchen!“

„Tante Eve!“ Das junge Mädchen hatte kaum die Stimme erhoben, aber es klang wie ein Aufschrei.

Stuckradt hatte eine Erkundigung beim Schaffner zum Vorwand genommen, um sich von der Gruppe zu trennen. Die Taktlosigkeit von Frau Olfers, eine solche Erörterung hier herbeizuführen, peinigte ihn.

Proschwitz hatte sich mit dem Pelzwerk beladen, das Frau Olfers mitführte. Als er auf sie zukam, stieg sie ein. Flüchtig nickte sie ihm zu, nicht anders als einem Bedienten, nachdem er den Pelz im Gepäcknetz verstaubt hatte.

„Das ist doch ein Angestellter, nicht wahr?“ erkundigte sich Erzellenz von Fesca, unsicher, weil der junge Mann ihm nicht vorgestellt war.

„Gewohl, Erzellenz, ein Angestellter,“ sagte Frau Eve. Und sie hatte die Genugthuung, daß Proschwitz es draußen auf dem Bahnsteig noch hörte.

Stuckradt, der in Nachbarabteil Platz genommen hatte, hörte es auch. Aber er sah zugleich, daß Ottilie draußen dem jungen Mann, der ihr die Pelzstola umgehängt hatte, herzlich und wie in einem festen, geheimen Einverständnis die Hand drückte.

Auf der Fahrt und nach der Ankunft in Kiel sprach er Ottilie nicht mehr allein. Von seinem Platze aus hatte er sie unterwegs fortgesetzt beobachtet. Einmal trafen sich ihre Blicke. Er ward den tieftraurigen Ausdruck nicht los, den ihr Antlitz dabei zeigte. Sie litt schwer, das empfand er wohl. Und ein tiefes, inniges Mitleid kam über ihn. Er hätte sie am liebsten mit beiden Armen umschlungen, zärtlich an sich gedrückt — sie geschützt gegen ihre Umgebung. Was für ein feiner, tiefer, ernster, seltener Mensch war sie doch. Und sie froh in ihrer Einsamkeit.

Aber dann packte ihn wieder die Eifersucht auf den einfachen, jungen Burschen. Und es erschien ihm unverzeihlich, daß sie sich so wegwarf.

Bei dem umständlichen letzten Abschied in der Bahnhofshalle kam noch einmal zur Besprechung, daß die Damen gleich am andern Tage in Archausens Begleitung nach Berlin abreisen sollten. Ottilie schwieg dazu. Aber ihr Gesicht war ganz blaß, ihre Lippen waren wie blutleer, und in ihren Augen lag stumme Verzweiflung.

„Auf Wiedersehen also in Berlin!“ hatte Frau Eve zu Stuckradt gesagt. Er wagte es aber nicht, Ottilie gegenüber das Wort zu wiederholen.

Und doch empfand er eine Art Triumph bei der Vorstellung, daß sie für eine Weile aus Kiel verschwand —

daß sie sich von Proschwitz trennen mußte — und daß es ihm nun durch Frau Eves Einladung leicht gemacht wurde, sie öfters dort aufzusuchen. Der aufregende Tag hatte ihm viel Verwirrung gebracht. Aber auch die eine volle Klarheit: daß dieses junge Wesen aus seinem Leben, aus seinem Schicksal nicht mehr so ohne weiteres auszuscheiden war.

*

Althausen hatte nach der Verheiratung seiner Tochter die prunkvolle Neunzimmerwohnung mit einem ebenfalls am Kurfürstendam gelegenem Quartier vertauscht, das etwas kleiner war. Doch schon in den ersten vierzehn Tagen stellte sich heraus, daß die Anordnung der Zimmer für eine so verwöhnte Dame wie Frau Eve allerlei Unbequemlichkeiten besaß.

„Also nehmen wir zu Ostern die Bel-Étage drüben. Die wird leer. Ich stehe schon in Unterhandlung wegen Ankauf des Hauses,“ erklärte Althausen sofort. Auf einen Umzug mehr oder weniger kam es ihm nicht an. Er war in keiner Hinsicht altmodisch.

Die junge Witwe besprach die geplante Übersiedlung öfters mit ihrem Vater. Ihrer Stieftochter gegenüber schwieg sie davon. Denn die wußte es bis jetzt nicht anders, als daß sie im Dezember wieder nach Kiel zurückkehren würden.

Inzwischen nutzte Ottilie nach Kräften ihre Zeit aus. Sie besuchte das Lettehaus. Nur fortgesetzte Tätigkeit konnte sie über die trüben Wochen hinwegbringen. Sie stand mit Proschwitz in regem Briefwechsel über die Arbeiten auf der Werft. Weder von Tante Eve noch von deren Vater wollte sie sich in ihre Zukunftspläne hineinreden lassen. Als Proschwitz sie einmal bat, in der Charlottenburger Motorenfabrik der Gebrüder Halberg, mit der die Firma Olfers geschäftlich zu tun hatte, persönlich Nachfrage nach einer Lieferung zu halten, interessierte sie der Betrieb dort so lebhaft, daß sie mehrmals wiederkam, um durch eigenen Augenschein zu lernen. Schließlich entwickelte sich zwischen ihr und Halberg junior, dem jüngeren Teilhaber der Fabrik, der sie meistens selbst führte, eine Art Freundschaft. Ja, es hatte für Fernerstehende den Anschein, als sollte mehr daraus entstehen. Wenigstens war Frau Eve, die sie verschiedentlich dort abholte, bald fest davon überzeugt, daß eine Bewerbung zu erwarten stünde. Aber Ottilie schien ganz erstaunt, als sie davon

hörte. Da die ewigen Anspielungen von Tante Eve sie mehr und mehr verletzten, stellte sie ihre Gänge nach der Fabrik wieder ein. Die Besuche des jungen Halberg an den beiden darauffolgenden Sonntagen empfing sie nicht.

„Auf wen wartest du eigentlich?“ fragte Frau Eve. „Ich verstehe dich nicht. Hast die besten Chancen und benimmst dich so töricht. Dann fange so etwas doch gar nicht erst an.“

Der Ton im Haus war nicht erquicklich. Urhausen ließ sich die Trauer der Damen wenig anfechten. Eve langweilte sich. Es war seit dem Tode ihrer Mutter der erste Winter, den sie ohne Geselligkeit, ohne Theater verlebte.

„Es wäre am besten, Ottilie,“ sagte sie eines Tages, „wir reisten ein bißchen.“

„Reisen? Wohin reisen, Tante Eve?“

„Ich dachte an St. Moritz. Oder sonst — irgend ein behagliches Winterhotel. Nur für ein paar Wochen. Denn was hat man von Berlin, wenn man nichts mitmachen darf.“

„Wir müssen doch nach Kiel zurück. Campböven hat selbst geschrieben. . . . Wie denkst du dir's denn sonst? Es muß doch jetzt alles neu geregelt werden dort.“

„Hör' mir bloß mit der langweiligen Testamentsgeschichte auf. Papa fährt nächste Woche wieder hinüber und ordnet alles. Das ist in besten Händen. Was können wir da anders tun als Ja und Amen sagen?“

Ottilie besaß die Seelenruhe ihrer Stiefmutter durchaus nicht. Was Proschwitz ihr über die erste, noch ergebnislos verlaufene Verhandlung Urhausens mit Campböven und Schrötter geschrieben hatte, wollte ihr wenig gefallen. Sie wagte es aber nicht, Eves Vater noch einmal um genauere Auskunft zu bitten.

„Nanu, Kind, traust du mir etwa nicht?“ hatte er sie lächelnd gefragt. „Denkst, ich mache meinen Schnitt dabei?“

In diese Tonart konnte sie sich nicht finden. Da mußte sie eben einfach schweigen. Aber so weit fortzureisen, gar über die Weihnachtszeit, nein, das brachte sie nicht übers Herz. Und das erklärte sie denn aufs bestimmteste.

„Du bist furchtbar sentimental, liebe Ottilie,“ sagte ihre Stiefmama. „Ich habe meinen Mann doch wirklich geliebt — aber man darf sich doch nicht so zum Sklaven der Pietät machen. Feiern willst du das Weihnachtsfest nicht. Ja, wozu mußt du dann gerade Heiligabend in Kiel sein?“

Ottilie schluckte. „Es ist nur so das Gefühl, daß ich dort ihm näher bin.“

Am Sonntag vor dem Fest kam es bei Tisch zu einer Aussprache. Arhaufen war in der Nacht aus Kiel heimgekehrt, wo er mit Camphöven und Schrötter eine Geschäftsitzung abgehalten hatte. Er zeigte sich wenig erbaut von der Haltung der beiden. „Furchtbar altmodisch und steifleinen, diese Herren,“ sagte er geringschätzig. „Man sollte nicht glauben, daß es Olfers so lange mit ihnen hat aushalten können. Denn er ging doch selbst mit der Zeit. So ziemlich wenigstens. Ein Fehler war's von Olfers auf alle Fälle, daß er Camphöven in dem Gesellschaftsvertrag so weitgehende Befugnisse eingeräumt hat. Die Eifersucht, mit der der gute Camphöven darüber wacht, daß uns Himmels willen alles in seinen Händen bleibt, die ist direkt komisch.“

„Batting sagte immer: auf Camphöven ist unbedingt Verlaß,“ schaltete Otte ein, etwas beunruhigt.

„Hm. Und du meinst: auf mich nicht? — Na, hört mal, Kinder, es ist schon eine angenehme Aufgabe, eure Geschäfte zu erledigen.“

Frau Eve tabelte ihre Stieftochter: wie sie spräche, klinge es geradezu wie Undankbarkeit, wenn nicht gar wie Mißtrauen. „Papa schlägt sich die Nacht in der Eisenbahn um die Ohren, opfert Zeit und Geld und vernachlässigt darüber die eigenen Geschäfte.“

So ging es hin und her. Otte hatte sich nur immer zu verteidigen.

Schließlich sagte Frau Eve: „Und daß wir uns darüber endlich klar werden, liebe Otte, für den dritten Feiertag — spätestens für den dritten — werden wir uns reisefertig machen. Ich hab' dir nun Zeit genug gelassen, alles vorzubereiten. Papa kann uns nicht länger unterbringen hier. Später wird das ja besser. Zu Ostern.“

Da Otte beide verständnislos ansah, erklärte ihr Arhaufen: „Tja, sieh mal, mein liebes Kind, ich würde es ja noch verschieben, aber es geht beim besten Willen nicht. Es ist übrigens kein Vergnügen für mich, sondern lediglich Geschäft. Aber ein sehr wichtiges. Sechzehn Herren hab' ich zum Montag vor Silvester, vierundzwanzig zu Silvester selbst. Bei Borchardt ist schon alles bestellt. Da brauche ich die Räume, das siehst du doch ein, ebenso wie Eve — und darum ist es das beste, ihr fahrt schon zwei, drei Tage vorher und weicht dem ganzen Trubel aus.“

„Wir fahren direkt durch bis St. Moritz,“ setzte Eve

hinzu. „Ise nehmen wir mit. Mit Auguste hab' ich schon geredet. Sie hilft hier noch zu Silvester, dann fährt sie nach Kiel zum Großfreinemachen. Der alte Prolius ist ja ein verständiger Mann. Er schläft jetzt übrigens im Souterrain, und Auguste sagt, sie fürchtet sich gar nicht. Ende Februar kommen wir zurück.“

„Das ist — ganz ausgeschlossen,“ brachte Ottilie endlich klopfenden Herzens hervor.

„Wieso ausgeschlossen?“

„Nach St. Moritz reise ich nicht.“

„Du bist kindisch, Ottilie. Was soll denn das bloß heißen?“
Arhaufen warf lässig seine Serviette hin. „Unserer zerbricht sich den Kopf, hat alle möglichen Laufereien, und dann kommst du und sagst, es paßt dir nicht.“

In Ottilies dunkle Augen waren die Tränen getreten. „Ihr versteht mich wieder nicht.“

„Wir verstehen dich sehr gut,“ fiel Frau Eve ziemlich scharf ein. „Du willst eben immer genau das Gegenteil von dem, was wir wollen. Am dritten Feiertag reisen wir. Andre Mädchen an deiner Stelle würden so hoch springen vor Freude.“

Gedrückt schlich Ottilie den Nachmittag über herum. Als sie späterhin den Inhalt ihrer Koffer durchsah, erfaßte sie wieder eine tiefe Gemütsbewegung. Einzelne Stücke, Geschenke ihres Vaters, erinnerten sie an gemeinsame Erlebnisse jener Zeit, da Tante Eve noch nicht im Haus gewesen war. Der Druck in ihrer Kehle nahm zu: es war schließlich ein starker, körperlicher Schmerz.

Im Zimmer nebenan war Tante Eve mit Backen beschäftigt, unterstützt von Ise, ihrem gewandten, behenden Mädchen. Das Gespräch der beiden war so flott und ange-regt, als ob sich's um eine Vergnügungsreise handelte. Ise war ihrer schönen, eleganten Herrin slavisch ergeben, obgleich die maßlos verwöhnt und überaus anspruchsvoll war.

Ottilie ließ Stück um Stück zwecklos durch ihre Hände gehen. Sie konnte nicht überlegen, was sie auf einer solchen Reise wohl alles brauchen würde. Die Zukunft lag schwarz vor ihr. Sie fühlte eine unsagbare Vereinsamung.

Stadtrat hatte sie nicht wieder gesehen.

Eine Zeitlang war sie traurig darüber gewesen. Sie hatte nach seinem herzlichen Zuspruch und seiner würdigen Haltung in der Trauerzeit ihr früheres Urteil über ihn zurückgenommen. Mehrmals hatte sie eine Frage nach

ihm auf den Lippen gehabt. Aber sie fürchtete sich vor der spöttisch-überlegenen Antwort von Tante Eve.

Und ganz zufällig, ganz beiläufig erfuhr sie dann im Verlauf eines Gesprächs: Studradt war gleich nach ihrer Übersiedlung mehrmals hier im Hause zu Besuch gewesen; gegenwärtig befand er sich auf einer Geschäftsreise in Paris.

Spät abends — Tante Eve hatte ihr schon Gutenacht gesagt — folgte Ottilie ihr in ihr Schlafzimmer.

„Sei mir nicht böse, Tantchen,“ sagte sie schüchtern, „ich weiß ja, daß alles verkehrt ist, was ich tue, und daß ihr recht habt, aber sieh mal, ich finde doch die Ruhe nicht, so weit wegzureisen, ohne daß ich noch einmal in Kiel war — willst du mir nicht erlauben, Tantchen, daß ich morgen hinfahre?“

Frau Eve lag frischgebadet im Bett. Ihre schöngepflegte Haut schimmerte rosig durch den Spitzensattel ihres seidenen Nachthemdes. Sie hatte ihre wundervollen, rostroten Flechten in losem Kranz aufgesteckt. Das verjüngte sie noch mehr. Sie empfand es. Und als das kummerblasse, verzagte junge Mädchen in dem unscheinbaren Trauerkleid an ihr Bett trat, da überkam sie eine fast wohlige Regung: eine Mischung von Triumphgefühl und Mitleid.

„Du Dummmchen du!“ sagte Frau Eve und pätschelte ihr die Wange. „Machst du dir nicht selbst das Leben recht schwer?“

Ottilie nickte. „Ich kann mir's nicht leicht machen. Ich habe nun einmal nicht das Talent dazu, Tantchen.“

Frau Eve prüfte den Klang noch nachträglich. „Na, Kind, dann will ich dir was sagen. Fahr' morgen nach Kiel. Die Auguste soll dich begleiten. Laß uns mal in aller Ruhe überlegen. Weihnachtheiligabend ist am Mittwoch. Du fährst also morgen mit dem Neumuhzug und kommst Mittwoch mittag zurück. Ich telephoniere morgen früh dem Prollius, daß er einheizt und zu eurem Empfang da ist. — Na, ist dir's so recht, Kleinchen?“

Ottilie nickte.

Am andern Morgen kam Arxhausen, der mit seiner Tochter eine lange, sogar ziemlich erregte Auseinandersetzung wegen dieser Reise gehabt hatte, zu Ottilie in ihre Stube und gab ihr Anweisungen darüber, wie sie sich Campböven gegenüber zu verhalten hätte.

„Du mußt bedenken, Ottilie, Campböven ist und bleibt doch in allererster Reihe Geschäftsmann. Vorsicht ist also geboten. Am besten, du lehnt es ganz ab, mit ihm über Ge-

schäfte zu reden. Ich habe ihm auf den Zahn gefühlt und weiß, wie Hase läuft. Siehst du, mir kann man so leicht nichts vormachen. Aber so klug ist Camphöven schon, daß er sich sagt: Die Kleine ist bei ihrer Sentimentalität zu fassen.“

Otti hörte kaum mehr. Sie war in ihren Gedanken schon in Kiel. Sie sah das schmucke Holzhaus mit den Drachenköpfen, sie sah die Werft, sie hörte das Hämmern, Rasseln, Hobeln, Feilen, Klopfen, und sie roch den kräftigen Wassergeruch, der sich mit dem von Teer und frischem Holz mengte. Es war ihr, als käme sie zu ihrem Vater, als müßte sie ihn sehen, wenn sie dort das Grundstück betrat.

„Mir wäre es jetzt ganz entsetzlich, dort zu sein,“ sagte Frau Eve beim Frühstück. „Wo man in all den tausend Dingen auf Schritt und Tritt an den Toten erinnert wird. Du hast eine seltsame Natur, Otte.“

Frau Olfers brachte ihre Stieftochter dann noch selbst an die Lehrter Bahn. Auguste war mit dem Gepäck vorangefahren und erwartete sie in der Bahnhofshalle. Auf dem Perron, während die beiden Damen Arm in Arm hin und her wanderten, um sich die Wartezeit zu verkürzen, sagte Frau Eve plötzlich: „Apropos — für heute nachmittag hat sich Studcradt angesagt. Ich vergaß dir's zu sagen. Er ist gestern aus Paris zurückgekommen. Am Telephon fragte er an, ob es paßte. Natürlich sag' ich zu. Schade, daß du nicht auch dabei bist. Er weiß doch sehr anregend zu plaudern. Und wen sieht man sonst in der langen Trauerzeit?“

Ottis Arm hatte ein ganz klein wenig gezuckt, als Studcradts Name fiel. Aber sie erwiderte keine Silbe darauf. Frau Eve nahm irgend ein andres Thema auf. Eine Pause ließ sie nicht eintreten, bis die beiden Reisenden im Coupé saßen.

Als Otte dann zum Fenster hinaus sah, wollte ihr's scheinen, als stünde ein hochmütig-überlegener, spöttischer oder doch siegesicherer Zug in Tante Eves Antlitz.

Auf der Fahrt mußte sie immer wieder daran denken: Studcradt weilte in dieser Stunde in dem Empfangsalon am Kurfürstendamm — und Tante Eve, deren modisch-kleidsam gestaltete Witwentracht wie eine Kotetterie wirkte, saß ihm lächelnd gegenüber . . .

Otte riß die Gedankenkette jäh ab. Sie empfand, daß sie gegen ihre Stiefmama ungerecht ward, sobald Studcradts Person irgendwie in Frage kam.

Aber Frau Eves Absicht, eine Begegnung von ihr mit Stuckradt zu verhindern, war unverkennbar.

Das erste Wiedersehen mit Camphöven, mit Schrötter und Proschwitz, mit den älteren Arbeitern und mit Prollius, dem Pförtner, riß sie dann in einen wahren Sturm mächtiger Empfindungen, der all das Bittere und Häßliche von ihr löste.

Hier sprach wieder ihr Vater zu ihr, das Werk ihres Vaters, seine Stimme, seine Seele.

Es war, als wüchse seine Gestalt nun noch nach dem Tode. Sowohl Camphöven als Schrötter, die sich beide von ihren Geschäften frei gemacht hatten, um bei ihrem Empfang zugegen zu sein, ergingen sich auf dem Rundgang durch die Werftanlagen in so herzlichen Worten über die Leistungen ihres Vaters, daß die Begeisterung neu in ihr aufflammte.

Camphöven hatte sich in der Zwischenzeit einen vollen Überblick auch über die technischen Dinge der Werft verschafft, in deren kaufmännische Geschäfte er schon längst eingeweiht war, da er Olfers vor Jahren zu der großen und kostspieligen Erweiterung des Anwesens bedeutende Geldmittel vorgestreckt hatte. Als er auf dem Rundgang einmal eine Weile allein mit Ottilie war, sagte er halbblau zu ihr in der Vertraulichkeit eines väterlichen Freundes: „Übrigens hat sich unser Schrötter gewaltig herausgemacht. Wir können zufrieden sein. Und der Proschwitz macht auch schon wieder ein vergnügtes Gesicht. Seitdem wir ihm versprochen haben, daß später auch das kleine Panzerboot nach dem ersten Modell Ihres seligen Vaters fertig gebaut werden soll, ist er wieder Feuer und Flamme.“

Ottilie wußte: es handelte sich um den letzten Versuch ihres Vaters. Sie empfand eine große Genugthuung darüber, daß gerade diese Arbeit, an die er große Hoffnungen geknüpft hatte, noch zur Ausführung kommen sollte.

Äußerlich bildete Camphöven den strikten Gegensatz zu Schrötter. Bei dem ging alles ins Breite, ins Gemüthliche; Camphöven war hager, hellblond und hatte einen ausgeprochenen Felsenkopf.

Auguste hatte im Verein mit Prollius das kleine Wohnhaus rasch wieder gemüthlich gemacht. Überall waren die Läden geöffnet, die weiße Winter Sonne schien in die Zimmer. Der Reflex der weiten, weißen Schneeflächen, die sich draußen bis ans Wasser hinzogen, verstärkte noch die Helligkeit.

Von Zimmer zu Zimmer schreitend, nahm Ottilie wieder

Besitz von ihrem Vaterhaus. Nur ins Sterbezimmer und in das Boudoir von Tante Eve trat sie nicht ein.

Die beiden Herren hatten versprochen, um sechs Uhr den Tee bei ihr zu nehmen. Ottilie lief noch kurz vorher in die Drechslerei hinüber, um sich von Proschwitz die Fortschritte, die seine letzte Arbeit gemacht hatte, zeigen zu lassen. Ein guter Plauderer war er nicht. Nur wenn die Rede auf technische Dinge kam, ging er aus sich heraus. Aber im Verlauf dieses Gesprächs erhitzte er sich rascher als sonst. Was ihm Schrötter von den Verhandlungen mit Arxhausen gesagt hatte, das empörte ihn noch in der bloßen Erinnerung. Er hob auch, während er darüber sprach, einmal die Faust gegen das Wohnhaus, als säße darin sein persönlicher Widersacher.

„Na, wissen Sie, der Rechtsanwalt hat's ihm zum Glück gut gegeben,“ schloß er lachend, wobei er alle zwei- unddreißig festen, weißen Zähne zeigte. „Ich hab' den Berliner aus dem Kontor abgeschrieben und zu seiner Droste abziehen sehen, um zum Bahnhof zurückzufahren — ganz klein war er, ganz gedeppt. Was hat er denn in Berlin darüber gesagt?“

Noch vor der Verhandlung mit Camphöven und Schrötter bekam Ottilie so eine erste temperamentvolle Darstellung der Geschäftslage, vor allem der Absichten Arxhausens, der die Interessen der beiden Hauptinhaberinnen der Firma wahrnehmen sollte.

... Arxhausen hatte erklärt, das Anwesen, einschließlich des Wohnhauses, müßte verkauft werden! ...

„Verkauft werden?!“ Ganz verständnislos sah Ottilie ihn an. „Wie darf er das? Wer hat ihm ein Recht dazu gegeben?!“

Und da sie Camphöven mit Schrötter aufs Wohnhaus zuschreiten sah, stürmte sie hinter ihnen drein, sagte ihnen, was sie speben von Proschwitz erfahren hätte, und schloß daran gleich die verzweiflungsvolle Frage: ob denn das wirklich möglich wäre, überhaupt denkbar?!

„Vor allen Dingen ruhig Blut, Fräulein Ottilie,“ sagte Camphöven. Er legte seinen Arm in den ihren und zog sie mit sich fort. „Darüber wollten wir uns ja gerade mit Ihnen aussprechen, Schrötter und ich. Kommen Sie. — Proschwitz rufen wir später auch noch. — Zunächst mal unter uns dreien das Wichtigste. Aber machen Sie nicht so große Augen. Sie brauchen keine Bange zu haben.“

Darauf saßen sie in dem kleinen Wohnzimmer zu ebener

Erbe beisammen, und Camphöven berichtete in ruhigem, sachlichem Ton.

Aber es hagelte Schlag auf Schlag auf Ottilie ein.

Arxhausen hatte dem Rechtsanwalt schon vor Wochen geschrieben, seine Tochter wäre fest entschlossen, ihren Wohnsitz von Ostern an dauernd in Berlin zu nehmen. Unter diesen Umständen wäre es natürlich eine Verschwendung, das Wohnhaus hier zu behalten.

„Wären Sie jetzt nicht selbst gekommen, Fräulein Ottilie, dann hätte ich Sie nach Neujahr in Berlin aufgesucht. Denn ich sagte mir gleich: Sie würden das nicht so ohne weiteres geschehen lassen.“

„Und Tante Eve — die hat eingewilligt?“

„Ihr Herr Papa versicherte es.“

„Das ist ja — ungeheuerlich. Väterchens Werk — Väterchens Lebenswerk. Wo er hier Schritt für Schritt vorwärts gegangen ist — Stein auf Stein zusammengefügt hat.“

„Arxhausen nennt das alles natürlich nur Sentimentalität. Er urteilt lediglich als Geschäftsmann, die Werk ist für ihn ein Objekt wie jedes andre. Ich hab' mit Herrn Schrötter die Sache gründlich besprochen. Wir waren gerade dabei, Arxhausen einen neuen Vorschlag zu machen. Die Firma soll in eine Gesellschaft umgewandelt werden. Ich stelle noch den Betrag von hundertundzweitausend Mark ein — und dann lassen wir unser Geld zu drei gleichen Theilen arbeiten, Sie beide und ich.“

„Aber der Name der Firma — der bliebe bestehen?“ fragte Ottilie atemlos.

„Ja, der bliebe natürlich bestehen. Denn er hat einen guten Klang.“

Nun nahm Schrötter das Wort und ließ sich über die Arbeiten aus, die gegenwärtig zu leisten waren. Ottilies Zwischenfragen taten den Herren dar, daß sie den geschäftlichen Auseinandersetzungen vollkommen zu folgen imstande war. Sie hatte ihre Zeit gut benützt.

Camphöven zeigte ihr den Entwurf des Gesellschaftsvertrages, den er ausgearbeitet hatte, und sie sprachen jeden einzelnen Absatz durch.

Mitten darin überfiel sie die Vorstellung: der Antrag Camphövens wäre an Arxhausen gelangt, während sie mit Tante Eve in St. Moritz weilte. „Vielleicht wäre es also zu einem Verkauf gekommen, ohne daß ich's hätte

verhindern können?" sagte sie. „Natürlich ziehe ich die Vollmacht jetzt zurück. Das Recht dazu hab' ich doch?"

„Gewiß haben Sie's. Aber man baut auf Ihr Partgefühl, Fräulein Ottilie, auf Ihre Pietät, die Sie daran hindern soll, sich aufzulehnen.“

„Das wäre eine falsche Pietät, die lässig zusieht, wie Vaters Werk sang- und klanglos vergeht. Nein, gottlob! bin ich noch da, um es zu schützen.“

So ging denn das Schreiben noch in derselben Stunde an Arhaufen ab.

Ottilie verbrachte eine unruhige Nacht und einen noch unruhigeren Tag. Abends traf aus Berlin die Depesche von Arhaufen ein: „Höchst erstaunt über Maßnahmen. Bin morgen früh hier.“

Es war der Tag vor Weihnachten.

„Ja, bist du denn von allen guten Geistern verlassen, Kind?" begann Arhaufen die Auseinandersetzung, gleich nachdem ihn der Wagen vom Bahnhof nach der Werft gebracht hatte. „Du stellst dich uns also feindlich gegenüber? Das ist der Dank für alle Mühe, für alle Liebe, die meine Tochter dir entgegengebracht hat?"

„Daß Tante Eve Liebe für mich übrig hat, das kann sie mir nur dadurch beweisen, daß sie Vaters Andenken in Ehren hält," sagte Ottilie. Sie war ganz bleich und hatte eiskalte Hände vor Erregung.

„Das ist ja eine himmelblaue Phrase, liebe Ottilie, nimm mir's nicht übel. Du hast dich von Camphöven beschwären lassen. Natürlich, den Herren wäre es sehr angenehm, mit eurem Geld nach Gutdünken hier schalten und walten zu können. Aber wie der Geldmarkt heute steht, gibt es viel bessere Gelegenheiten, als ausgerechnet die drei bis vier Prozent, die die Olferssche Werft günstigstenfalls — bei der jetzigen Krise im Motorenwesen — herausschlägt.“

Ottilie ward immer ruhiger, je mehr sich Arhaufen aufregte. Sie empfand, daß sie mit diesem Manne, dessen Blut ihr fremd war, auch nicht die geringste Verwandtschaft des Geistes oder des Herzens teilte. „Mein Entschluß steht fest, Onkel Arhaufen. Wenn Tante Eve ihr Kapital aus der Firma herausziehen will, so mag sie's tun, es ist ihr Recht. Aber was ich habe, das bleibt hier.“

„Und wenn du's verlierst?"

„Vaters Werk steht fest.“

„Du Kleindiewelt! Was ahnst du von geschäftlichen Krisen!“

„Camphöven trägt ja denselben Einsatz — und der kennt die Chancen noch besser als du, lieber Onkel.“

„Na, meinestwegen. Ich sehe: du hast kein Vertrauen zu mir. Aufdrängen will ich mich nicht. Arrangiere dich also mit Camphöven, so gut du kannst. Natürlich ist es dann zwischen uns aus. Und selbstverständlich wird sich's Eve nicht gefallen lassen, daß ihr Vater für alle seine Aufopferung diesen Dank erfährt. Wir sind dann geschiedene Leute, liebe Dtti.“

Sie lehnte mit dem Rücken am Fenster und folgte ihm mit ihrem Blick. Er schoß aufgeregt hin und her, nahm den goldenen Kneifer ab, hauchte ihn an und putzte ihn mit dem seidenen Taschentuch.

Lange stand sie und sann und sann. Aber die ärgerliche Hast seiner Rede hinterließ kein Echo in ihrem Herzen.

„Wenn ihr mich deswegen allein laßt — dann muß ich's eben tragen,“ sagte sie endlich. „Ich kann von hier nicht fort. Es käme mir vor wie eine Untreue an Vater.“

„Untreue. Na ja.“ Fast spöttisch zuckte er die Achsel. „Nun will ich dir einmal ganz offen etwas sagen, liebes Kind. Eve hat deinen Papa sehr liebt gehabt, sie ist ihm eine aufopferungsvolle Gattin gewesen in sehr schweren Zeiten, sie hat ihn in all seiner Krankheit liebevoll gepflegt. Sie hat ihm also die Treue bis zum Tode bewahrt. Aber eine Treue über seinen Tod hinaus hat dein Papa nicht beanspruchen können. Eve ist noch jung, sie sieht vorzüglich aus, sie gefällt überall, sie hat also gar keine Ursache, von jetzt an ihr ganzes Leben zu vertrauern. Ich nehme es als ziemlich selbstverständlich an, daß sie sich wieder verheiraten wird. Wenn du das Untreue nennst, so erwidere ich dir: ich finde dich überspannt. So. Punktum. Das ist meine Meinung in der Angelegenheit.“

Dtti schrie nicht auf, trotzdem jedes seiner Worte sie wie ein Peitschenschlag getroffen hatte. Sie senkte bloß den Blick, um seine satte Miene nicht zu sehen, sein überlegen-spöttisches Lächeln. Halblaut brachte sie nach einer Pause hervor: „Siehst du, Onkel Arhaußen, was du mir da gesagt hast, das hab' ich schon immer gefühlt — oder geahnt — ohne mir's recht einzugestehen. Du hast recht: es wäre überspannt, wollt' ich von Tante Eve mehr verlangen, als sie Papa gegeben hat. Sie gehört nun wieder sich selber.“

„Na also, du sprichst ja ganz vernünftig, Kind . . .“

„Ja — aber — aber zwischen ihr und mir besteht darum auch die große Beziehung nicht mehr, die uns zu Vattings Lebzeiten verbunden hat. Und darum — darum ist uns die Trennung ja auch nicht mehr so schwer und schmerzlich.“

Arhausen nickte. „Hm. Geränkt bist du also doch. Nee, mach' mir nichts vor. Du bist's. Na, mehr ist ja nicht zu besprechen. Mit Camphöven erledige ich alles schriftlich. Meine besten Wünsche begleiten dich. Eve wird dir ja wohl noch ausführlich schreiben. Tue, was du nicht lassen kannst.“

„Ich danke dir für alles, Onkel Arhausen, was du mir Gutes hast erweisen wollen.“

„Bitte, bitte. Nur keine Rührung. Dafür bin ich absolut nicht zu haben. Also lasse dich nicht gar zu sehr von Herrn Camphöven einwickeln. In Geschäftsdingen ist der auch kein Gemütsathlet. Na, das wirst du ja später alles noch selber einsehen.“

„Du willst nicht mit den Herren sprechen?“

„I fällt mir ja nicht im Traume ein. Ich fahre direkt nach dem Bahnhof zurück und erreiche noch den Schnellzug. Adieu, Otti. Nein, bemühe dich nicht, ich finde allein.“

Zwei Minuten später rollte die Droschke wieder der Stadt zu. Und Otti stand nachdenklich am Fenster, auf die dunkelnden Schneeflächen blickend.

Im Hause weilte außer ihr kein Mensch. Prolliuskehrte den Schnee von der Straße, Auguste besorgte Einkäufe. So verlassen, so vereinsamt hatte sie sich doch noch nie in ihrem Leben gefühlt. Sie schluchzte und presste gewaltsam die Tränen zurück, die in ihr aufsteigen wollten.

Arhausen hatte ihr Mißtrauen auch gegen Camphöven wachsen lassen. Sie wußte jetzt selbst nicht, ob es Wurzel in ihr geschlagen hatte.

Ganz allein — mutterseelenallein — stand sie in der Welt. Sie war die einzige, die dem Toten die Treue hielt. Denn Eve würde sich ja wieder verheiraten und dann bald ihre erste Ehe ganz vergessen.

In demselben Augenblick, in dem ihr dieser Gedanke durch den Sinn ging, tauchte auch wieder die Gestalt Studrads vor ihrem geistigen Auge auf.

Warum glaubte sie, daß gerade der Eves zweiter Mann werden würde?

Oder: warum fürchtete sie's?!

In tiefer Erschütterung begann sie plötzlich zu weinen.

So fand sie Schrötter, der — bestürzt über die rasche Abfahrt des Berliners — von der Zimmermannswerkstätte herübergekommen war.

*

Stuckradt hatte die große Geschäftsreise, die ihn wochenlang von Berlin fernhielt, teilweise in der Gesellschaft des rührigen Unternehmers Charles Lebeau junior ausgeführt. Die beiden Herren hatten sich mehrmals in Paris getroffen, waren von dort aus zur internationalen Motorbootregatta nach Monaco gefahren und hatten die Ausstellung in Antwerpen besichtigt.

Anfang Dezember war der Vertrag zwischen ihnen abgeschlossen worden. Stuckradt beteiligte sich mit einer bedeutenden Summe an der Gründung einer Werft für Motorbootbau, einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die im großen Stil wirken sollte. Lebeau senior, ein sehr geschickter Börseianer, trat gleichfalls als Gesellschafter ein. Sein Sohn Charles, von Haus aus Ingenieur, hatte sich schon in jungen Jahren an zahlreichen industriellen Unternehmungen beteiligt. Er war rührig, mutig, unternehmungslustig — und er hatte Glück. Charles Lebeau zählte schon in jungen Jahren an zahlreichen industriellen Unternehmungen beteiligt. Er war rührig, mutig, unternehmungslustig — und er hatte Glück. Charles Lebeau zählte schon in jungen Jahren an zahlreichen industriellen Unternehmungen beteiligt. Er war rührig, mutig, unternehmungslustig — und er hatte Glück.

Die neue Werft befand sich an jener Stelle der Spree, wo bisher die große Altberliner Bootsbauerei gewesen war, jenseits der östlichen Weichbildgrenze. Besitzer des Terrains war Lebeau senior. Die Lage war für Bau und Materialienzufuhr wie für die nötigen Probefahrten gleich günstig.

Während der Umbauten auf dem Fabrikgelände war die Anwesenheit beider Direktoren nicht fortgesetzt erforderlich. So unternahm Stuckradt noch mehrere dringende nötige Geschäftsreisen nach Paris, der Zentrale des Motorbootwesens, und ins Rheinland, seine Heimat, wo er größere Lieferungsverträge abschloß.

Aber sein erster Besuch, den er dann kurz vor dem Weihnachtsfest in Berlin abstattete, galt dem Hause Olfers: er fühlte sich verpflichtet, den Damen gerade an den Feiertagen in ihrer schweren Trauer mit gutem Zuspruch beizustehen.

Weder das erste, noch das zweitemal traf er Ottilie an. Dafür Frau Eve — die des Beileids kaum mehr bedurfte. Und die Viertelstunden, die Stuckradt mit der jungen

Witwe bei seinen beiden Blitzvisiten in diesen ersten Tagen verplauderte, waren sehr anregend. So anregend, daß er darüber Ottis Fehlen vergaß. Aber nur so lange er unter dem zwingenden Einfluß der interessanten, lebhaften, jungen Frau stand. Hinterher ärgerte er sich sehr darüber, daß von Ottilie nur so flüchtig die Rede gewesen war.

Er nahm sich vor, mit Frau Eve bei seiner nächsten Anwesenheit am Kurfürstendamm — er hatte von Arxhausen eine Einladung erhalten und angenommen — unter vier Augen über Ottilie zu sprechen. Aber dazu kam es nicht. Frau Eve war fortgesetzt in Anspruch genommen. Unter den Geladenen befand sich auch Lebeau junior, der sich schon seit längerer Zeit bemühte, Arxhausen für seine Unternehmungen zu interessieren. Er widmete sich der jungen, pikant wirkenden Witwe fast ausschließlich, und Eve nahm die Huldigung wie etwas Selbstverständliches hin.

Die Unterhaltung war im übrigen bei Tisch ebenso lebhaft wie hernach im Herrenzimmer bei Kaffee, Kognak und Importzigarre. Aber sie drehte sich hauptsächlich um geschäftliche Dinge.

Eine große Neuigkeit, die Lebeau schon durch Arxhausen gewußt hatte, vernahm Studradt erst bei dieser Gelegenheit: Frau Olfers war im Begriff, die Firma ihres verstorbenen Gatten zu verkaufen. Und als er an der Seite seines Kompagnons das gastliche Haus am Kurfürstendamm verließ, erfuhr er von Lebeau eine zweite große Neuigkeit: Arxhausen hatte ihm soeben, noch vertraulich, eine Beteiligung seiner Tochter an der Gesellschaft mit beschränkter Haftung Lebeau & Studradt in Aussicht gestellt.

„Sie haben bei der interessanten jungen Frau einen Stein im Brett, Doktor,“ sagte Lebeau lächelnd, indem er sein Einglas aus dem Auge fallen ließ.

Studradt erwiderte ihm verstimmt. Wirkliches, tiefergehendes Interesse hatte er stets nur für Olfers selbst gehabt — und außerdem für Ottilie, die ihn in ihrer herben Mädchenhaftigkeit so echt deutsch anmutete. Unzufrieden mit sich, daß er gerade dem skrupellos veranlagten Lebeau gegenüber mit seiner Meinung nicht zurückgehalten hatte, trennte er sich an der nächsten Ecke von ihm. Er begab sich ohne Aufenthalt in sein neues Quartier, das an der Uhlandstraße in einem Gartenhause lag. Es waren in der Hauptsache nur zwei Räume, und diese waren mit gemieteten Möbeln ausgestattet. Er benutzte die Stille

dieses Abends zu Fachstudien, der Lektüre von Fachzeitschriften und der Arbeit an einem Entwurf, dessen Zeichnungen und Tabellen die großen Tische seines Wohnzimmers bedeckten. Aber mehrmals unterbrach er heute die Arbeit. Er war sich über Frau Eve nicht klar. Warum gab sie ihm nicht Gelegenheit, einmal offen über ihr Verhältnis zu Ottilie zu reden? Warum wich sie dem aus?

Am andern Morgen führte ihn ein Zufall in der Stadtbahn, die er zur Fahrt nach der Werft benutzte, mit Arxhausen zusammen. Dabei kam die geschäftliche Angelegenheit nun auch zwischen ihnen zur Sprache. Arxhausen sagte: „Meine Tochter kümmert sich sonst um Geldsachen ja gar nicht, leider ist sie auf ihren Vorteil viel zu wenig bedacht, das hat ja auch ihre Heirat bewiesen — aber seitdem ihr der Lebeau seine lichtvollen Vorträge über Ihr neues Unternehmen gehalten hat, ist sie riesig interessiert. Denken Sie, heute morgen sagt sie mir, sie will eigens deswegen auch ihre Reise noch verschieben. Das ist doch ein Erfolg, wie?“

„Die gnädige Frau wollte verreisen?“

„O — Sie wußten gar nicht? Aber natürlich, noch vor dem Fest. Nach St. Moritz wollte sie.“

„Allein?“

„Allein. Das heißt mit der Jungfer, selbstverständlich. So eine blutjunge Frau . . . es wird mir ordentlich schwer, sie schon wieder fortzulassen. . . . Sehen Sie, da freut es mich wirklich, daß es den Herren gelungen ist, sie für die Sache zu interessieren. Ich bin Ihnen ordentlich dankbar.“

Es waren auch hier nur halbe Andeutungen. Aber sie beraubten Stuckradt seiner inneren Freiheit.

Im Verlauf dieses Tages schwieg im Kontor der jungen Firma Lebeau & Stuckradt das Telephon nur selten. Lebeau war nicht der Mann des Wartens und ruhigen Abwägens. Er setzte es denn auch richtig durch, daß noch am selben Abend zwischen ihnen und Lebeau senior, Arxhausen und einem fremden Rechtsanwalt, der eine der ersten Geldgeberinnen der Firma, eine Freundin des Hauses Lebeau, vertrat, eine geschäftliche Auseinandersetzung in Arxhausens Bureau stattfand. Arxhausen zeigte sich dabei als gewiegten Geschäftsmann. Aber Lebeau war ihm doch noch über. Stuckradt mußte über die beispiellose Überredungskunst, die sein Kompagnon dabei bewies, geradezu lachen. Im Anschluß an den geschäftlichen Teil,

der, wie es schien, zu allseitiger Befriedigung erledigt wurde, wollten sich die Herren in einem fashionablen Restaurant zum Diner treffen. Als man das Kontor verließ und paarweise der Straße zustrebte, wurden Ort und Stunde besprochen.

„Es ist mir unmöglich,“ sagte Stuckradt zu Lebeau, „ich kann nicht alle Tage Vergnügungen mitmachen.“

„So ein Geschäftsdiner ist doch kein Vergnügen,“ erwiderte der verwundert, „das gilt lediglich als Arbeit. Übrigens hab' ich diesen Augenblick Herrn Arxhausen für uns beide auch schon zu morgen abend zugesagt. . . . Hören Sie, Doktorchen, wir hatten doch verabredet. . . . Ich habe fest angenommen. Also bitte: desavouieren Sie mich nicht.“

Stuckradt zuckte die Achsel. „Ich finde es geradezu tafellos von Arxhausen, sich zu Silvester Gäste ins Haus zu laden, wo seine Tochter erst vor so kurzer Zeit ihren Mann verloren hat. Ich hab' verschwindend wenig Lust hinzugehen.“

„Seien Sie doch kein Philister. Was geht es uns an, wie sich die junge Frau mit ihrer Trauer abfindet. Übrigens hat mir Arxhausen zufällig gesagt: als er den Tag festsetzte, wollte seine Tochter ja nach St. Moritz.“

„Warum ist sie bloß nicht gereist?“

Lebeau lächelte. „Die wichtige Transaktion mit der Firma Lebeau & Stuckradt — die vergessen Sie?“

„Sie hat sich doch persönlich an den Verhandlungen gar nicht beteiligt.“

„Ja — dann muß es eben einen andern persönlichen Grund haben.“

„Sie sagen das so seltsam, Lebeau.“

Nun lachte der. „In technischen Konstruktionen begreifen Sie die größten Verwicklungen im Nu. Und hier, wo die Sache so klar am Tage liegt. . . . Na, Doktor, es sieht doch ein Blinder, die Gnädige ist verliebt in Sie!“

Stuckradt fühlte, daß er rot ward. Er ärgerte sich über sich selbst, er ärgerte sich über Lebeau — und zugleich über Frau Eve.

„Wenn Sie so rot werden wie ein Backfisch, Doktor, dann sind Sie zu nett. Na, nun seien Sie kein Spaßverderber. Und bringen Sie gute Laune mit.“ Er klopfte ihm jovial auf die Schulter und eilte den andern Herren nach, um noch einmal das Rendezvous für diesen Abend zu besprechen. Das Programm war bei solchen Gelegenheiten stets dasselbe: man dinierte in einem der ersten

Hotels, schloß daran ein Spiel im Klub und besuchte zuletzt eines der Nachtrestaurants Unter den Linden.

Als Studradt in seine Wohnung fuhr, um sich in den Frack zu werfen, fiel Schnee, mit Regen untermischt. Es war das denkbar häßlichste Dezemberwetter. Studradt fühlte sich sehr unbehaglich. Gegen Arhausem hatte er heute eine starke Abneigung bekommen. Und gar zwei Abende hintereinander seine satte, selbstgefällig-gönnerehafte Miene sehen zu sollen, das war ihm unerträglich. Und unmöglich war es ihm, nach den Redereien Arhausems und Lebeaus der jungen Frau Olfers gegenüberzutreten.

Er war in seinem Schlafzimmer schon dabei, seine Toilette zu wechseln, als er in plötzlich ausbrechendem Born die Frackweste wieder auf den Stuhl zurückwarf.

Nein, er war nicht imstande, diese Feste mitzufeiern. Lebeau mochte ihn einen Philister nennen: er konnte Frau Eve morgen abend nicht lustig begrüßen, wo er erst vor so kurzer Zeit Zeuge ihres lauten Schmerzes am Sarge des Gatten gewesen war. Jener strahlendhelle, kalte Herbsttag fiel ihm wieder ein, an dem er draußen auf dem schönen, stillen Friedhof bei Hamburg die stimmungsvolle Aussprache mit Frau Eves Stieftochter gehabt hatte. Er war nicht sentimental veranlagt. Aber jene Stunde hatte doch sehr ernst zu ihm gesprochen. Eine heiße Sehnsucht überfiel ihn nun mit einemmal, fern der Großstadt wieder ein paar Stunden für sich zu haben, ohne Geschäfte und Geschäftsdiners, ohne lärmende Sektrunden — und vor allem ohne den Zwang, Arhausems selbstgefällige Prozenmiene zu sehen, seinen gönnerehaften Ton zu hören, Zeuge seiner Taktlosigkeiten zu sein . . .

Er hatte seinen Entschluß noch gar nicht fest und klar gefaßt, da hielt er schon vor dem rasch geöffneten Handkoffer.

Und dann schlug er das Kurzbuch auf und suchte die nächste Verbindung mit Kiel.

Ja — er wollte nach Kiel. Er wollte die kleine Otti in Kiel besuchen. Sie war allein, wirtschaftete da bloß mit ihrem Dienstmädchen und dem Portier Prollius in dem verödeten Sterbehause ihres Vaters. Es kam ihm vor, als täte er ein gutes Werk, wenn er der Einsamen gerade an einem solchen erinnerungsreichen Tag einen Gruß brachte. Sie mußte sich sonst ja ganz vergessen fühlen.

Und so kam's, daß am Silbersterabend, kurz nachdem die Dämmerung auf die Kieler Förde und den Kieler Hafen niedergesunken war, Otti Olfers, die in Schrötters Bureau die letzten Geschäftsbriefe kopierte, vom Mädchen die Nachricht erhielt: es wäre Besuch aus Berlin da.

Schrötter blickte besorgt auf. — „Arhausen?“

Aber Otti hatte durchs Fenster den Besucher erkannt. „O — Doktor Studradt!“ rief sie lebhaft, schon im Begriff ihm entgegenzugehen.

Rechts vom Treppenschlur, der Bureautür gegenüber, lag Ottis Wohnzimmer. Sie hatte eigenmächtig eine Umstellung verschiedener Möbel vornehmen lassen. Das Zimmer enthielt nun in der Hauptsache Stücke ihrer kleinen Einrichtung. Die Möbel waren einfach, von hellem Holz, mit hellen Stoffen, im Geschmack der Biedermeierzeit. Mit der Ausschmückung der Wände war Otti noch nicht fertig geworden. Nur die dem Fenster gegenüberliegende Wand gab ein abgeschlossenes Bild. Den Ehrenplatz nahm dort eine große Photographie von Olfers ein, die Otti nach einer kleinen, aber ganz vorzüglichen Aufnahme hatte herstellen lassen.

Studradt war hell gestimmt, es ging eine starke Frische von ihm aus. Er empfand es ordentlich als Wohlthat, Otti wiederzusehen. Wie immer, wenn das Herz mit ihm durchging, streifte auch seine Sprache jeden Zwang ab, er verfiel mehrmals in seinen alten rheinländischen Dialekt. Es war ihm so nach Heimat zu Mute, als er in die sinnigen, braunen Augen sah.

Otti wollte das elektrische Licht andrehen. Aber Studradt wehrte ihr: „Ach lassen Sie doch. Noch ein paar Minuten so im Schummern, wie wir daheim sagen. Ich bin Ihnen ja so dankbar, daß Sie mich angenommen haben.“

Sie war zuerst sehr erregt und unsicher gewesen. Aber sein herzlicher Ton sprach zu ihr und nahm ihr die Unruhe. Ganz zag meldete sich in ihr eine unbestimmte Seligkeit. „Warum hätt' ich Sie nicht annehmen sollen? Nur schade, daß es schon so spät ist. Sie hätten sich gewiß gern unsere neuen Bootchen angesehen, nicht? Aber heute ist kein Licht drüben. Proschwitz läßt die Leitung verlegen.“

Jedesmal, wenn sie von der Werkst anfang, drängte sich ihm eine Fülle von Fragen auf die Lippen. Aber es ging so lebhaft hin und her zwischen ihnen, daß keine Ordnung ins Gespräch kommen wollte. Er erzählte viel von seinen Reisen — um ihr zu erklären, weshalb er sich

in der ganzen Zeit in Berlin nicht hatte blicken lassen — und hernach, als sie schilderte, wie sie alles hier in neuer, reger Tätigkeit getroffen hatte, und dabei mehrfach Proschwitz' Name erwähnte, begann er sie zu necken. — Sie ward rot, nahm das, was er sagte, aber nicht ernst. Mehrmals mußte sie über seine drollige Art lachen. Schließlich sagte sie: „Und bloß um mich damit zu ärgern, haben Sie eigens die lange Straßenbahnfahrt von Kiel-Stadt hier heraus gemacht?“

„Bitte, ich war gar nicht in Kiel-Stadt. Nur auf dem Bahnhof.“

„Sie hatten doch Geschäfte, denk' ich?“

„Pas du tout. Ich wollte mal nach Herzenslust bummeln.“

„Das hätten Sie doch in Berlin auch gekonnt.“ Sie glaubte natürlich, daß er nur wieder irgend einen Scherz vorhatte und ihr nicht die Wahrheit sagte. „Also — was suchen Sie in Kiel?“

„Ich sag's nicht — nein, ich sag's nicht!“

„Ach, wenn Sie Geschäftsgeheimnisse haben . . .“

„Sie sind allerliebste, Fräulein Ottilie. Und neugierig sind Sie doch, darauf leg' ich meine Hand ins Feuer.“

„Ich? Nicht so viel!“

„Was freu' ich mich, daß aus Ihrem Gesichtel wieder der Schelm herausguckt, Fräulein Ottilie. So waren Sie damals, als Ihr Papa Sie hereinrief, wissen Sie, das erste Mal, wo Sie mich herumführen sollten.“

Sie nickte lebhaft, drohte ihm aber leicht mit den Augen. „Ja, und ich merkte doch gleich heraus, daß Sie mir all die technischen Fragen bloß vorlegten . . .“

„Na?“

„Weil Sie dachten: wann fällt sie nun endlich herein?“

„Verleumdung, Fräulein Ottilie. Hinterher hielt ich Ihrem Vater noch eine große Standpauke — lobte Sie bis in die Puppen.“

„Aber wehe, wenn ich das Examen nicht bestanden hätte. Eigentlich bodenlos anspruchsvoll von so einem beliebigen Fremden. Nicht zufrieden, daß ihm in der freundlichsten Weise der ganze Betrieb gezeigt wird . . .“

„Noch dazu,“ fiel Stuckradt ein, „wo der Kerl Konkurrenzideen hat.“

„Ja, auch das noch! — Ach, ich erinnere mich noch ganz genau. . . Drüben bei Proschwitz stand der Friseurvergaser, der neue Patentapparat für die Motoren, und

Sie stellten sich, als verstünden Sie die Sache mit dem verstellbaren Durchgang nicht . . .“

Er lachte. „Ich stellte mich?“

„Sie wollten bloß, daß ich's Ihnen erkläre und dabei eine Dummheit mache. Proschwitz hat sich diebisch gefreut, daß ich mich nicht hab' aus der Fassung bringen lassen. Der hatte Sie doch auch gleich durchschaut. Dann sagt' ich's Watting — und der amüsierte sich noch so. . . . Ach Gott ja, Watting.“

„Indem sie noch lachte, wurde es feucht in ihren Augen. „Abriens — gerade darauf kam ich noch mit Ihrem Vater ausführlich zu sprechen.“

„Auf den Frisapparat?“

„Wie Sie ihn als kleiner Professor erklärt hätten! — Ihr Papa strahlte. Na, und da erzählte er mir noch so allerlei.“

„Von mir? Das hat Watting nie getan.“

„Bitte sehr. Und nette Dinge, muß ich sagen.“

„Nun soll ich Angst kriegen, aber den Gefallen tu' ich Ihnen nicht.“

„Ja, was Sie früher für ein Wildfang gewesen wären — na, und noch verschiedenes aus der Tonart!“

„Natürlich, Sie hatten zu Watting gesagt: ich wäre ein Stubenbocker, sonst könnt' ich nichts vom Frisapparat verstehen, und da hat er mich verteidigt.“

„Stimmt. Ja, so war's. Akkurat so. Einmal — von einer Segelfahrt mit Proschwitz erzählt' er mir — als Sie noch ganz klein waren, kaum ein Backfisch.“

„Was? Das hat Watting Ihnen erzählt?“ Sie war doch sehr verwundert darüber. Redselig war ihr Vater nie gewesen. Studradt mußte auf den Kranken einen guten Eindruck gemacht haben. „Jetzt wird's aber mit Nacht finster,“ sagte sie, plötzlich aufstehend.

„D — schicken Sie mich schon fort?“

Sie sah nach der Uhr. „Ich hab' noch grad ein Viertelstündchen Zeit. Aber Licht machen muß ich . . .“

„Schade.“ Er beschattete seine Augen, denn sie schaltete das Licht über dem Nähtisch am Fenster ein.

„Ich sehe gern, wie's die Leute meinen,“ sagte sie offenherzig. „Und bei Ihnen weiß man's nie so recht.“

„Um das zu hören, kommt man aus dem schönen Spreethen nach dem nebligen Kiel. — Und also bloß noch fünfzehn Minuten dulden Sie mich?“

Wieder sah sie nach der Uhr und lächelte. „Jetzt sind's nur noch vierzehn. Ich hab' Schrötters zugesagt, daß

ich bei ihnen über Silvester bleibe. Ich soll dort gleich übernachten. Aber Schrötter sagt, er nimmt mich selber gleich mit, sonst käm' ich am Ende nicht. Den ersten Weihnachtsfeiertag war ich bei Camphövens." Sie seufzte. „Ach, es war so friedlich und feierlich — wie die Kinder sangen. Aber so grenzenlos traurig für mich. Sie sind alle so lieb zu mir.“

„Wer sollte das nicht zu Ihnen sein, Fräulein Ottilie?“ — Er hatte das sehr herzlich gesagt.

Sie erwiderte nicht darauf, sondern blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen, zu dem Bild ihres Vaters emporschauend, das jetzt voll beleuchtet war. „Finden Sie's ähnlich?“

„'s ist mir zu ernst. Wissen Sie: der Trost ist darin, aber nicht der Schalk. Übrigens beides Eigenschaften, die Sie von Ihrem Papa geerbt haben.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab's noch weit davon, ihm ähnlich zu sein. Wär' ich doch bloß ein Mann. Gerade jetzt, geschäftlich, da empfinde ich's als ein wahres Verhängnis . . .“

„Das ist Ihr Ernst?“

„Wissen Sie denn, was ich jetzt für eine Krise durchgemacht habe?“

„Eine Krise. Hm. Den Verkauf meinen Sie?“

Sie hatte den Fensterplatz nicht wieder eingenommen, sondern stand noch immer am Mittelstisch, dem Bild gegenüber. Während sie sprach, wandte sie sich auch mehrmals dem Bild zu. „Wenn Watting eine Ahnung hätte — wenn Watting bloß eine Ahnung hätte! — Und ich stand wehrlos, hilflos da. — Arhausen wühlte und bohrte. Durchaus sollt' ich das Vertrauen zu Camphövens verlieren. Das war seine feste Absicht. Dann hätte er mich in die Hand bekommen. . . Eine böse Zeit war's, Herr Doktor.“

Er erhob sich nun gleichfalls und folgte ihr zum Mittelstisch. „Ja, sehen Sie, Fräulein Ottilie, darüber müssen wir auch noch miteinander reden. Arhausen sagt, die Verkaufsverhandlungen wären schon im Gange, Sie hätten ihm aber die Vollmacht entzogen, und kein Mensch wüßte, was Sie mit Ihrem Anteil eigentlich vorhätten?“

„Das ist doch ganz klar: ich bleibe in der Firma.“

„Hm.“ Er setzte sich auf einen Stuhl am Tisch und stützte den Kopf auf, indem er sie forschend betrachtete. „Camphövens tritt also mit einem zweiten Anteil ein — an Stelle Ihrer Stiefmama?“

„Ja. Aber sonst ändert sich nichts. Auch Battings Name bleibt.“

Er nickte. „Das ist Ihnen natürlich die Hauptsache. Ja. Ich weiß. — Aber haben Sie sich denn auch überlegt, Fräulein Ottilie, daß es von jetzt an nur der Name ist, was bleibt?“

Sofort blickte aus ihren Augen die Kampflust. „Bitte. Alles bleibt. Da draußen — die Werft. Und das Haus bleibt auch. Bloß das obere Stockwerk wird vermietet. Schrötters nehmen es. Ich behalte die Hälfte vom Erdgeschloß, und drüben, wo früher das Speisezimmer war, kommt noch ein Bureau hin und ein Raum für den neuen Zeichner. Ein paar Vergrößerungen also — sonst bleibt alles, alles. Auch Schrötter hat den Kontrakt verlängert. Na, und Proschwitz . . . Battings hatt's noch erleben sollen, wie der sich der Sache angenommen hat. Geben Sie nur acht, was Battings Boot für Aufsehen machen wird. Ich war zweimal mit draußen auf Probefahrten mit dem ersten Boot. Das ist als Lotsenboot nach Norwegen gegangen . . . Aber das neue für die Ausstellung und für die Regatta — Döfers II — hat noch ein paar Verbesserungen. Schrötter und Proschwitz arbeiten einander gut in die Hand — nein, jetzt ist mir's gar nicht mehr bange um die Zukunft. Döfers II wird seinen Weg machen. Auch ohne Tante Eves Anteil. Sie mag ihr Geld anlegen, wo und wie sie will, wir brauchen's nicht mehr.“

Eine kleine Pause trat ein. Sie ging unruhig um den Tisch, ordentlich erhitzt von der langen Rede. Er sann vor sich hin.

„Es ist bei Ihnen reine Gefühlsache, Fräulein Ottilie. Das wußt' ich ja längst. Wir haben ja noch zu Lebzeiten Ihres Vaters darüber gesprochen. Wissen Sie noch? Aber Sie können Geschäftsleuten wie Arhausem nicht zumuten, Ihnen darin zu folgen.“

„Arhausem hab' ich's nie zugemutet. Höchstens Tante Eve. Sie hat mir aber sagen lassen: wenn sie wo anders acht oder zehn Prozent bekommen kann, dann wird sie nicht so dumm sein, auf der Döfers'schen Werft ihr Geld mit drei oder vier vom Hundert arbeiten zu lassen. Das ist ein klarer Standpunkt, der einzig richtige für Arhausems Tochter. Nur von Vaters Witwe hatt' ich's anders erwartet.“

„Jetzt werden Sie bitter, Fräulein Ottilie. Und jetzt gebe ich Ihnen recht: es wäre besser, Sie wären ein Mann. Denn dann würden Sie das milder auffassen. Oder auch kühler. — Kommen Sie, Fräulein Ottilie, setzen

Sie sich mal daher und hören Sie mich an. Aber ganz ruhig, ohne gleich aufzumucken.“

„Denken Sie, ich könnt's nicht vertragen, wenn Sie anderer Meinung sind als ich? Sie haben ja keine Pietät zu wahren wie Battings Erben.“

„Und doch bin ich der größte Bewunderer Ihres Vaters gewesen. Fräulein Ottilie, das ist keine Phrase. Ich mache überhaupt niemals Phrasen. Ich hab' mir's feinerzeit sogar hin und her überlegt: wie kann ich's anstellen, um das Olferssche Werk zu retten. — Bitte, ruhig geblieben. — Für Sie zu retten, Fräulein Ottilie. Und auf die Dauer. Damit die Firma nicht bloß notdürftig ein paar Jahre lang über Wasser bleibt . . .“

„Das kann ich mir gar nicht anhören,“ unterbrach sie ihn und wollte unlustig aufstehen.

Er hielt ihre Hand auf dem Tisch fest. „Bitte sehr, ich hab' das Wort.“

„Die Firma bleibt — und nicht nur Vaters Firma, sondern sein ganzes Werk. Geben Sie sich keine Mühe, meinen Glauben erschüttern Sie nicht mehr.“

„Ich will Ihnen doch nur auseinandersetzen . . . ja, wenn Sie mich nicht zu Worte kommen lassen wollen . . .“

Sie setzte sich gelassen zurück, ihr Gesicht war aber ganz kühl geworden. „Bitte, ich höre.“

„Ich hätte jetzt Camphöhen einmahlhundertachtzigtausend Mark Bareinlage bieten können. Also noch eine größere Summe als damals Ihrem Vater. Aber an dieser Hauptbedingung wäre das Geschäft gescheitert — ebenso wie damals — und darum versucht' ich's gar nicht erst.“

„Ich weiß, Sie können Schrötter nicht leiden. Proschwitz ist Ihnen ja schon gar ein Greuel . . .“

„Ein Greuel . . .“ Er zuckte lächelnd die Achseln. „Ich finde die Herren eben nur nicht geeignet, einen so komplizierten Betrieb zu leiten. Jeder Tag bringt neue Erfindungen auf unserm Gebiet — aber auch neue Forderungen. Da heißt's immer sprungfertig dastehen. Ein pflichttreues, ruhiges Beamtentum genügt da nicht. Talent ist nötig — und Nerv.“

„Beides besitzt Proschwitz.“ Sie sah ihn trotzig an. „Sie kennen ihn ja nicht, also können Sie nicht über ihn urteilen.“

„Wenn sich's um ein solches Objekt handelt — ein Vermögen — dann kann man nicht experimentieren.“

„Ich verlang's doch gar nicht von Ihnen.“

„Sie selbst riskieren's aber, Fräulein Otti.“

„Ja. Camphöven auch.“

„Nun ja, der, durch seine Frau ein mehrfacher Millionär.“

„Millionäre sind im ganzen vorsichtiger als unsereins. Er hat nun aber mal das Vertrauen ebenso wie ich. Und da heißt's denn: hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“

Er seufzte. „Also hocken wir an derselben Stelle.“

Jetzt meldete sich plötzlich ein gewisses Mißtrauen in ihren Zügen. Sie saßte ihn etwas schärfer ins Auge. „War's denn wirklich Ihre Meinung, ich ließe mich von der Stelle fortbringen?“

„Ich dachte nicht, daß Sie den Posten mit solcher Leidenschaft verteidigen würden.“

„Aber was kann Ihnen denn daran liegen?“

„Es tut mir leid. Einmal, weil ich Sie jetzt in einer Gefahr sehe — und dann, weil ich gehofft hatte, Ihre Interessen ließen sich mit denen Ihrer Stiefmama doch irgendwie noch vereinen . . .“

„Warum denn vereinen? Wem zuliebe — oder wem zuleide?“

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich mich mit Debeau assoziiert habe. Wir haben den Bootsbau in großem Stile vor.“

„Ja — ich las in der Zeitung.“

„Wissen Sie: ein Massenartikel ist bei uns in Vorbereitung, das Boot für den Binnenverkehr, Kreuzer von kleinen Abmessungen, solid, schmuß und beispiellos billig, das wird auf den ganzen Markt einwirken. . . . Und daneben auch schon von Behörden eine Menge Aufträge, Strompolizei, Hafentutter, Zollboote und noch allerlei. Debeau erwirkt ja alles . . . na, es ist also eine bombensichere Sache. Es wird dadurch viel an die Wand gedrückt werden.“

Sie lächelte. „Aber wir hier an der Waterkant — wir fürchten euch Berliner nicht. Und dem Riesengewinn geht ja auch ein Rieseneinsatz voran.“

„Gewiß. Enorme Kapitalien stecken schon jetzt darin. Und von allen Seiten strömt's noch zu. Auch Frau Olfers beteiligt sich.“

So ruhig er's sagte, es traf Otti wie ein Blitzschlag. Sie fuhr zurück und sah ihn mit großen Augen starr an. „Tante Eve — beteiligt sich — auch?“

„Debeau hat mit Arhaußen schon seit einer ganzen Weile verhandelt. Gestern kam die Sache zum Abschluß.“

So. Gestern.“ Ottilie atmete tief und schwer. „Und da sind Sie nun heute gekommen, um zu sehen, ob ich vielleicht nicht ebenfalls bereit wäre . . .“

„Eigens deswegen nicht. Bewahre. — Aber wäre mir's möglich gewesen, den Gegensatz aufzuheben, so hätte mich's natürlich gefreut.“

„O, jetzt verstehe ich,“ sagte sie fast tonlos. Aus ihrem Artlich war alles Leben gewichen. Sie schloß die Augen. Eine Art Schwindel hatte sie erfaßt.

„Daß Sie mich recht verstehen, Fräulein Ottilie, das will mir gar nicht scheinen,“ sagte Stuckradt.

Noch immer rang sie mit sich. Sie kam sich getäuscht und gedemütigt vor. Stuckradt saß hier bloß als ein Abgesandter von Tante Eve, von Arxhausen . . . darum also die umständlichen Anstrengungen: man brauchte in der neuen Firma noch Geld, man brauchte ihr Geld! Darum die Warnungen vor Schrötter und Proschwitz! . . . Sie hätte auffpringen und es ihm voller Empörung zuresen mögen. Aber dabei griff wieder ein so tiefes Weh an ihr Herz, daß sie nicht scharf sein konnte. Was für Erinnerungen hatte er ausgelöst, wie ehrlich, herzlich und freundschaftlich hatte sein Ton geklungen! Und es war doch nur die geschickte Einleitung dazu, sie zu überreden, daß sie ihren Posten hier verloren gab und gleich Tante Eve mit klingendem Spiel ins feindliche Lager übertrat!

Ein langer, heulender Pfiff kam vom Wasser her. Gleichzeitig hub die Uhr am Pförtnerhaus an zu schlagen. Und in wirrem Durcheinander folgten die Dampfpeifensignale und Sirenenrufe auf dem weiten Hafengebiet und auf dem Wasser. Und irgendwo begannen Kirchenglocken zum Abendgottesdienst, zur Silvesterandacht, zu läuten.

Feierabend. Arbeitschluß für das ganze Jahr.

Ottilie stand auf und strich mit einer müden Bewegung über Stirn und Schläfen. Es kam ihr vor, als riefte sie der Glockenklang aus ihren letzten phantastischen Mädchenträumen.

Der heimlichen, zagen Seligkeit, mit der sie Stuckradts Kommen begrüßt hatte, entsann sie sich in tiefer Beschämung. Er war ja nicht als ihr Freund gekommen — sondern als der kluge, gewitzte, diplomatische Geschäftsmann.

„Nun ist es Zeit,“ sagte sie mit einer Ruhe, über die sie selbst staunte, „ich muß gehen.“

Stuckradt hatte ihre Wandlung mit wachsendem Un-

behagen wahrgenommen. „Es ist mir recht leid, Fräulein Otti, daß wir gerade jetzt abbrechen sollen.“

„Es ist in der Angelegenheit doch gar kein Wort mehr nötig, Herr Doktor Studtradt.“

„In der Sache selbst vielleicht nicht. Aber ich fühl's heraus: Sie haben mich mißverstanden.“

„Ganz und gar nicht.“

„Schon wie Sie das jetzt sagen...“ Er bemerkte jetzt erst, daß sie schon stand, und erhob sich. „Ich hab' mir das ganz anders gedacht, Fräulein Otti. Um mich über die dumme Geldgeschichte mit Ihnen zu unterhalten — oder zu zanken — hab' ich wirklich nicht die Reise hergemacht. Ich dachte, Sie könnten einen Freund brauchen. Grad heute abend. Weil Silvester ist, und weil ich mir vorstellte...“ Ihre eifrige Miene reizte ihn. „Ich sehe, ich habe mich getäuscht. Sie brauchen mich nicht. Sie haben andre Freunde.“

Noch einmal zögerte er. Er erwartete, daß sie ihn mit irgend einem freundlichen Wort halten, ihm ermöglichen würde, das Mißverständnis in aller Ruhe aufzuklären. Aber sie rührte sich nicht.

„Also leben Sie wohl, Fräulein Otti,“ schloß er.

Sie erwiderte halblaut seinen Gruß, sich zur Festigkeit zwingend. Ihre Rechte, die seinen Händedruck matt zurückgab, war wie leblos.

„Und die besten Wünsche zum Jahreswechsel.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor Studtradt. Ihnen ebenfalls.“

Nun ging er trotzig. Noch in der Tür erwartete er einen Anruf von ihr. Aber sie schwieg.

Als er das Gitter und die Straße erreichte, kam ein temperamentvoller Arger über ihn.

Weshalb hatte ihn gestern die dumme Sentimentalität packen müssen? Warum war er der plötzlichen Laune gefolgt? Warum nur in aller Welt? Was hatte er denn bloß erwartet?

Das hatte wahrlich gelohnt — die lange, öde Winterreise hierher.

Was fing er jetzt nur in dem langweiligen Kiel an?

Er konnte nach dem Hotel ziehen, seinen Koffer vom Bahnhof kommen lassen, sich hinter eine Tasse Tee setzen und melancholisch Silvester totschlagen.

Oder ob er telephonisch da und dort anfragte, bei alten Bekannten, wo „etwas los“ war?

Vielleicht mußte ihn Graf Grote für heute abend irgendwo unterzubringen. Zum Glück hatte er im Koffer stets den Frackanzug mit. Gewiß war bei Erzellenz von Tesca größerer Empfang. Da traf er dann lustige Gesellschaft, elegante Frauen, schöne Mädchen, und er hörte Musik und fröhliches Geplauder.

Immer hastiger ward sein Marschtempo. Heute abend wollte er wieder einmal von Herzen ausgelassen sein. Wie schon lange nicht mehr. Das Rheinländerblut regte sich in ihm.

Aber immer wieder mußte er an den Abschied von Otti Olfers denken. „Wie sie gastig war, die Kleine!“ Mit der kleinen Olfers war er fertig. Ganz fertig. Und zornig warf er sich in die Ecke der Droschke, die er an der Alleestraße erwischte.

*

Zu Ostern bezog Frau Eve die vornehm ausgestattete neue Wohnung, die der ihres Vaters gegenüber lag. Sie hatte sich ihre Einrichtung aus Kiel kommen lassen.

Doch zu einem behaglichen Genuß ihrer koketten Häuslichkeit kam Frau Eve vorläufig noch nicht. Solange sie die Trauer nicht offiziell ablegen durfte, konnte sie keine größere Geselligkeit bei sich sehen. Da bot ihr die Reise nach Monaco, die sie der Motorbootrennen wegen gewissermaßen aus geschäftlichen Rücksichten ausführen mußte, die Aussicht auf einen anregenden Verkehr.

Von der Riviera kehrte sie indes stark enttäuscht zurück. Stuckradt hatte in letzter Stunde wegen dringender Geschäfte auf der Werft die Motorbootwoche im Golf von Monaco nicht mitmachen können. So hatte sie niemand, durch den sie in die internationale Sportwelt eingeführt worden wäre. Lebeau, der wieder einmal in Paris weilte — in Angelegenheiten irgend einer der zahlreichen Gesellschaften, deren Direktor, Aufsichtsratsmitglied oder Teilnehmer er war — kam nur für zwei Tage nach Monaco. Er stieg im Hotel de Paris ab. Dort wohnte auch Frau Senta Heimb, eine bildschöne junge Berlinerin, die Frau Eve im vergangenen Winter flüchtig kennen gelernt hatte. Erst vor wenigen Monaten war die junge Frau von ihrem Mann, einem hervorragenden Bildhauer, geschieden worden. Der Scheidungsprozeß hatte viel Staub aufgewirbelt. Frau Heimb besaß nur geringe Mittel, beteiligte sich aber geschäftlich an allerlei Spekulationen.

Jedenfalls trieb sie einen großen Aufwand, und man sah sie in Berlin häufig in Lebeaus Begleitung.

Als Frau Eve in Berlin wieder eintraf, hatte hier bereits die allgemeine Sommerflucht begonnen. Sie suchte sich die Langweile dieser einsamen Sommertage dadurch zu vertreiben, daß sie öfters nach der Werst von Lebeau & Stuckradt hinausfuhr, wo seit dem Frühjahr mächtiges Leben herrschte. Es mochte noch so dringende Arbeit zu erledigen sein: Frau Eves Besuche bildeten doch stets eine gern geduldetete Unterbrechung. Nie zuvor hatte sie einen solchen Charme entwickelt wie jetzt. Der modisch gehandhabten Halbtrauer ihrer Toiletten hastete nichts Düsteres mehr an. Sie ging schließlich ganz weiß gekleidet; die sparsame Verwendung von Schwarz — im Hutauspuß, in der Federboa oder einem Spizenschal — wirkte nur pikant. Sie wußte, daß sie in der vollen Entfaltung ihrer Schönheit stand. Wo immer sie sich zeigte, fiel sie auf. Es entging ihr natürlich nicht, daß sie auch auf Stuckradt mehr und mehr wieder Einfluß gewann. Er war fast ein Vierteljahr lang für keinerlei Verkehr zu haben gewesen. Eine Wandlung trat jetzt aber ein, als gemeinsame Kieler Bekannte nach Berlin versetzt wurden: Erzellenz von Fesca und Graf Grote.

Die alte Erzellenz von Fesca schwärmte für den Doktor Stuckradt: sein rheinländisches Temperament hatte zu Silvester so zündend gewirkt, daß von diesem Empfang in ihrem Hause noch lange nachher die Rede gewesen war.

Von nun an sahen sie sich häufig, zuweilen auch am dritten Ort, auf der Terrasse des Zoologischen Gartens oder an andern vornehmen Stätten des großstädtischen Sommerverkehrs, wo eine junge Witwe sich sehen lassen durfte.

Und endlich war dann auch der Jahrestag ihrer Trauer überstanden.

Der große Zuschuß, den Arhaußen seiner Tochter zahlte, erlaubte es Eve, ein glänzendes Haus zu machen. Eines Tages stattete auch der Kapitanleutnant von Wolde, der zum Reichsmarineamt kommandiert war, Besuch bei ihr ab. Frau Eve lud ihn zu ihrer nächsten Gesellschaft — sie sah jetzt sehr häufig Gäste bei sich — und der junge Marineoffizier nahm gern an.

Ursprünglich war nur ein kleines Diner geplant gewesen. Die Anwesenheit des flotten Allermeltspasmachers spornte sie dazu an, die Grenzen des Empfangsabends

etwas weiter zu ziehen. Ihr Vater, der in allen Fragen großstädtischer Geselligkeit Sachverständiger war, ging ihr bei den Vorbereitungen zur Hand: er besprach ausführlich das Mahl mit ihr, bestimmte die Weinmarken, schickte ihr Importzigarren, Damenzigaretten und Liköre, und verhandelte dann auch mit dem Tafelbedier und seinen beiden Gehilfen.

Zum ersten Male trug Frau Eve an diesem Abend wieder eine helle, ausgeschnittene Toilette; sie sah vorzüglich darin aus. „Und denke dir: keine einzige Absage habe ich bekommen!“ sagte sie strahlend zu ihrem Vater.

Uxhausen überfah noch einmal die Tischordnung. Sie fand seinen vollen Beifall: es waren nur Steuerzahler der höheren Stufen geladen, und auch an Orden und Titeln gab's keinen Mangel. Bloß einmal stutzte er. „Frau Senta Heimb?“ fragte er, indem er die Tischkarte aufnahm. „Verkehrt ihr denn miteinander?“

„Flüchtig. Lebeau legte ein gutes Wort für sie ein. Du kennst sie näher?“

„Nein.“ Er zuckte die Achsel. „Weiß der Ruckuck, ob alles wahr ist, was so in Berlin zusammengeredet wird . . . über ihre Spekulationswut und so allerlei. . . Ubrigens hieß es, sie hätte sich mit Lebeau schwer verzanft.“

„Es ist erst vierzehn Tage her, daß Lebeau mich darum bat, sie in mein Haus zu ziehen.“

„Hm. Möglich, daß sie sich wieder vertragen haben.“

„Sie ist doch ganz präsentabel — oder findest du nicht?“

„O gewiß. Durchaus präsentabel. Künstlerische Toiletten — ihr Pariser Blond — dazu die präraffaeltische Schlankheit und das blasser Madonnengesicht . . .“

„Nun also.“

„Aber die Damen mögen sie nicht so recht.“

Eve lachte. „Das ist purer Neid. Weil sie fürchten müssen, von ihr in den Schatten gestellt zu werden. Aber ich fürchte das nicht. Oder meinst du, ich müßte?“

Etwas unbehaglich war es Uxhausen immerhin. Frau Senta Heimb fiel seiner Empfindung nach aus dem Rahmen heraus, den seine Tochter ihrem Salon geben wollte. Sie spielte fortgesetzt Komödie: immer gab es etwas zu vertuschen, zu bemänteln, zu beschönigen. Viele Herren fanden sie pikant — und fanden es spaßhaft, daß man ihr gegenüber ruhig einen Schritt weiter gehen durfte — die Damen aber zogen sich von ihr zurück.

So war es auch heute. Nach dem vorzüglich aus-

gefallenen Diner scharte Frau Heimb einen großen Kreis von Herren im Rauchzimmer um sich. Mit den Damen hatte sie kaum ein Wort gesprochen.

Eve widmete sich als strahlende Wirtin mit großer Gewandtheit und Liebenswürdigkeit sämtlichen Gästen; aber je weiter der Abend vorrückte, desto nervöser ward sie. Sie fühlte sich gewissermaßen entthront. All die Herren, die ihr sonst zu huldigen pflegten, bemühten sich heute um die neue Erscheinung.

Von den bequemen Pöddigrohrmöbeln des Rauchzimmers war kein einziges Stück unbesezt. Sogar die Fußbank bei dem Schaukelstuhl, in dem Frau Heimb sich wiegte, hatte aushelfen müssen. Doktor Studrath saß dort, mit dem Rücken an den Kamin gelehnt; er hatte das rechte Bein übergeschlagen und mit dem Ellbogen eine Stütze auf dem silbollen Holzkorb gefunden; ohne die Zigarette aus dem Munde zu nehmen, gab er seine witzigen Erwiderungen auf die herausfordernden Sticheleien zum besten, die Frau Heimb anzubringen suchte. Es war wie ein kleines Feuerwerk.

„Nein, lieber Doktor, an Männerprinzipien glaube ich nicht. Bisher sind mir noch keine begegnet, die gehalten worden wären. Ich glaube von jedem Mann, den ich kennen lerne, das Schlechteste. Und ich hab' mich noch niemals getäuscht.“

Lachend wurde von den Herren protestiert.

Studrath rührte sich nicht; er verzog nur spöttisch die Lippen und sagte: „Arme Fatiniça!“

„Ja, glauben Sie denn, ich halte Sie für eine Ausnahme, lieber Doktor?“ fuhr Frau Heimb übermütig fort.

„Der Doktor ist ein Weiberfeind!“ rief Lebeau. Und er parodierte ein Zitat aus der Maria Stuart: „Lady — an dem ist Eure Kunst verloren!“ Es sollte lustig klingen, aber ein gewisser Arger war unverkennbar.

„Es käme auf eine Probe an!“ meinte der Kapitänleutnant von Wolbe.

Frau Heimb schaukelte sich noch stärker. „Wenn Sie wirklich ein Weiberfeind sind, lieber Doktor, so ist das doch noch lange kein Beweis für Ihre Standhaftigkeit — es zeigt bloß, daß die Frauenwelt sich noch keine Mühe um Ihr Herz gegeben hat.“

„Nun sollen Sie gereizt werden, uns die Geschichte Ihres Herzens zu verraten,“ sagte Graf Grote zu Studrath, indem er die herzutretende Hausfrau gewissermaßen prüfend ansah. „Interessant wäre das auf alle Fälle.“

„So indiscret werden wir doch nicht sein, das zu beanspruchen!“ rief Wolbe.

„O, Sie glauben, es haben sich vielleicht doch schon Dramen darin abgespielt, die der Discretion bedürfen?“ fragte Graf Grote.

„Keine Dramen,“ sagte Studradt nun lässig, „bloß Komödien.“ Er warf seine Zigarette ins Kaminfeuer. „Ein paar dumme Komödien, die durchaus nicht ernst genommen sein wollen.“

Jetzt mischte sich auch Eve in das Gespräch, das äußerlich so lustig klang, das aber ein Doppelspiel barg. „Danach scheint Ihr Herz also zu der Spezialität Hotelherz zu gehören.“

„Hotelherz — das klingt nicht übel!“ warf der Kapitanleutnant ein. „Darf man um eine Erklärung bitten?“

„Sehr einfach: es wechselt alle vierundzwanzig Stunden seinen Bewohner.“

Alle lachten.

„Vierundzwanzig Stunden sind übrigens noch eine reichlich lange Frist,“ sagte Studradt spöttisch. „Meines Erachtens genügt es doch vollkommen, sich für die Dauer eines Diners zu verlieben.“

Studradts Geblänkel mit Frau Heimb hatte Lebeau schon die ganze Zeit über verdrossen. Er warf wütende Blicke auf das Paar.

In diesem Augenblick bemerkte Eve, daß ihr Vater, der im Türrahmen stand und beide Zimmer übersah, ihr ein Zeichen gab: Erzellenz von Fesca wollte aufbrechen.

Graf Grote folgte der Hausfrau und unterstützte deren Bitte, das Ehepaar möchte doch noch bleiben.

„Übrigens hat uns die Gnädigste zugesagt, daß wir noch ein bißchen Gesang zu hören bekommen!“ rief der Kapitanleutnant vom Nebenzimmer herein.

Frau Heimb kümmerte sich um die Unruhe der Hausfrau und den Ausbruch der Gäste nicht. Es war unverkennbar, daß es ihr darauf ankam, Lebeau zu reizen. Jeden Augenblick war eine Explosion zu erwarten.

Studradt ging auf den Ton nicht mehr ein. Vielleicht weil er die Absicht merkte.

„O — es soll Musik gemacht werden!“ sagte er plötzlich kurz abbrechend und folgte dem Grafen, ohne sich nach der Gruppe am Kamin noch einmal umzusehen.

Frau Eve ließ sich nicht allzusehr bitten.

„Es ist aber das erste Mal seit Jahren, daß ich wieder

singe. Meine Stimme ist gewiß ganz eingeroftet. Sie müssen also Nachsicht üben.“ Schon kniete sie vor dem Notenschränkchen und wühlte darin herum, bis sie die Stücke erwischte, an denen sie nun schon seit Wochen übte.

„Wissen Sie, was Sie uns noch schuldig sind?“ rief Graf Grote. „Die Sache aus der ‚Fledermaus‘! Erinnern Sie sich? Es war zu traurig, daß wir Sie damals verlieren mußten.“

„Ach ja,“ sagte Eve mit einem leichten Anflug von Melancholie, „um so viel Schönes bin ich durch mein Unglück gekommen. Als Sie damals das Fest feierten, sah ich mütterseelenallein daheim und mußte den ganzen Abend dahin denken.“

Stuckradt hatte auf der breiten Bank vor der Bücherei Platz genommen. Allerlei Erinnerungen gingen ihm durch den Sinn und nahmen ihn gegen die Sängerin ein. Als Herr von Wolde sich nun an den Flügel setzte und die Einleitung zu dem zündenden Lied aus der ‚Fledermaus‘ spielte, sah er die ganze Szene von damals wieder vor Augen. Wie leicht Frau Olfers doch über den Verlust ihres Mannes hinweggekommen war!

Strahlend, siegesbewußt stand sie da und sang. Bei dem wirkungsvollen Schluß machte sie ein paar Schritte wie auf der Bühne und wiegte sich leicht in den Hüften.

„’s ist mal bei mir so Sitte — chacun à son gout!“ — Einige trällerten es nach. Es wurde stark geklatscht. Nun war erst die rechte Stimmung da. Herr von Wolde mußte gleich am Flügel sitzen bleiben und den Fledermauswalzer spielen.

„Bravo!“ rief jetzt auch Frau Heim, die bisher in eifrigem, fast hitzigem Gespräch mit Debeau allein im Nebenzimmer geblieben war. Und da sich im Türrahmen einer der Herren, einer plötzlichen Regung folgend, vor ihr wie zur Aufforderung verneigte, legte sie lachend den Arm auf seine Schulter und machte mit ihm zwischen Bücherei und Kamin ein paar langsame, wiegende Tanzschritte.

Im Nu folgte die Mehrzahl der übrigen Gesellschaft wie elektrisiert.

Nach Stuckradt ward von der einschmeichelnden Walzermelodie fortgerissen und tanzte mit. Zuerst mit ein paar Fremden, hernach mit der Hausfrau, die ohne weiteres der Anregung gefolgt war.

Eve fühlte, daß ihr Tänzer sie nach einer zweimaligen Runde durch die verschiedenen Zimmer freigeben wollte,

aber sie ließ ihn nicht los. Sie war von ihrem Erfolg heiß, vom Singen noch etwas atemlos. „Gefällt's Ihnen?“ fragte sie ihn während der dritten Runde halblaut, mit dem Mund ganz nahe seinem Ohr. „Warum sind Sie so garstig zu mir?“

„Bin ich das? Das wußt' ich ja gar nicht!“

„Sie sind mir ausgewichen, Doktor. Lauter fremden Damen machen Sie den Hof. Die alten Freunde sind ganz vergessen.“

„O — das wird ja eine Standpauke, meine Gnädigste!“

Er hielt im Tanzen inne. Sie ließ ihren Arm aber nicht sinken. Fast Brust an Brust blieb sie mit ihm in der Fensternische stehen. „Ich hab' Sie schon immer etwas fragen wollen. Aber Sie haben mir nie Gelegenheit gegeben. Absichtlich — das weiß ich.“

Das Blut stieg ihm in die Schläfen. Ihre Nähe verwirrte ihn. Sein Arm lag noch immer um ihre Taille. Er fühlte, wie sie sich an ihn anschniegte, indem sie sich im Rhythmus der Melodie hin und her wiegte, ohne den Platz zu verlassen.

„Fragen Sie.“

„Aber ehrliche Antwort. — Wann waren Sie zuletzt in Kiel? — Wann haben Sie zuletzt Ottilie gesehen?“ Er wollte jetzt seinen Arm sinken lassen, aber sie drängte sich plötzlich fast leidenschaftlich an ihn und hob das Gesicht dicht zu dem seinen. „Sagen Sie!“ stieß sie dabei aus, nur noch flüsternd.

„Warum wollen Sie das wissen?“

„Weil — weil . . .“ Ihre Stimme war ganz unsicher geworden. Sie schluckte und holte Atem. Dabei warf sie einen hastigen Blick nach dem Musikzimmer zurück. „Es ist mir gräßlich, daß — daß andre Frauen so mit Ihnen spielen dürfen! — Daß Sie sich's gefallen lassen!“

„So — das tue ich?“

„Ja. Hier. Und in Kiel.“

Ein leichter Aufschrei im Nebenzimmer — irgend jemand war gestolpert — veranlaßte sie beide zur gleichen Sekunde sich loszulassen. Aber sie blieben nach wie vor dicht bei einander stehen.

„Hier ist's Frau . . . doch Sie wissen ja. Und in Kiel . . . das wissen Sie auch.“

Es amüsierte ihn, daß sie auf Frau Heimb eifersüchtig war. Aber daß sie auf Ottilie anspielte, das verdroß ihn. „Sie haben Ottilie nie so recht gemocht, Frau Eve,“ sagte er, „und darum wohl auch — nie so recht verstanden.“

Sie preßte für eine Sekunde die Lippen aufeinander

und machte ein finsternes Gesicht. Dann sagte sie trotzig: „Nicht verstanden —! Otti ist ja so falsch. Und so durchtrieben. Wenn Sie's jetzt noch nicht gemerkt haben, werden Sie's ja noch spüren.“

„Aber verehrteste Freundin —!“

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Oder wissen Sie zum Beispiel, was die sonderbare Freundschaft mit diesem Herrn Broschwitz zu bedeuten hat? Ja? Wissen Sie's? Nun, ich nicht. Ich kann mir nur mein Teil denken.“

„Und — was denken Sie sich?“ fragte er scharf.

„Es ist ja schon ein alter Schade. Ich hab's nie gewollt, daß sie immer zusammensteckten. Aber kam ich gegen sie auf? Wie sie ihren Vater zu beschwindeln wußte. Wir standen oft die Haare zu Berge. Und jetzt, kaum daß er tot war, mußte sie natürlich nach Kiel, möglichst rasch. Da ist es plötzlich Pietät. . . . Aber ich sage kein Wort, nein, fällt mir nicht ein. Sie brauchen mich nicht so böse anzusehen . . .“

Er wußte nicht, daß er sie böse ansah. Er hatte überhaupt keine Besinnung. Jäh überfiel ihn das — wie aus einem Hinterhalt. Ein paar Sekunden lang drehte sich alles vor seinen Augen: das Zimmer mitsamt den wirbelnden Paaren.

Graf Grote beschwerte sich bei der Hausfrau: sie wäre ihm entflohen. Sie mußte erwidern — und so wurde sie von Stuckradt getrennt.

In Stuckradts Ohren summt und faust es. Jedes Wort war ein Nadelstich, wenn nicht ein Dolchstoß gewesen. „Die Verleumdung ist ein Lüftchen . . .“ Er wußte nicht, ob er das Zitat laut vor sich hingesagt, oder ob er nur daran gedacht hatte.

Der Kapitänleutnant von Molde sprach ihn an — er erwiderte ganz verkehrt.

Im Vorderzimmer, wo der Bechsteinflügel stand, hatte sich ein undurchdringlicher Kreis betrachter Herren um die schlanke, lichte Gestalt von Frau Heim gebildet. Es war irgendwie bekannt geworden, daß sie ebenfalls Singstimme besaß. Nun ward sie unworben, unschmeichelt: sie möchte dem mutigen Beispiel der Hausfrau folgen und auch etwas vortragen.

„Sie hat auf dem Künstlerfest im vorigen Jahr ein paar französische Lieder gesungen, die ziemlich gewagt waren,“ hörte Eve den Grafen Grote der Erzellenz von Fesca zuraunen.

„Hm. Immerhin — eine sehr interessante Erschei-

nung.“ Die alte Dame sagte das etwas hilflos, sich fortgesetzt zuckelnd. Ihrem Ton konnte man entnehmen: die Fremde war ihr im höchsten Grade zuwider. Auch der ganze Ton im Hause gefiel ihr nicht.

Die Sängerin, deren schlanker Körper forsettlos in der weichen, hellen Seide steckte, hatte etwas Nigenhaftes. „Etwas Schlangenhaftes!“ sagte Herr von Molde. Mit wenig Stimme, aber zündendem Vortrag sang sie zunächst ein Repertoirestück der Yvette Guilbert — eine Nachtzene aus dem dunkelsten Paris. Ein dämonischer Zug trat dabei in ihr sonst so müdes, blasses Gesicht. Wie ein Alp legte sich's auf die Stimmung der Hörer. Man atmete auf, als man aus dem Bann des gräßlichen Nachtbildes herauskam — und machte sich im Applaus Luft. Blitzschnell war sie eine andere — eine ganz andere: sie ließ ohne Pause ein Liebesabenteuercouplet des Montmartresängers Paul Delmet folgen. Das sang sie in flottem, burleskosem Sprechton, in vollendetem Französisch. Die Herren summten die Melodie mit. Mit einem Male war der Charakter der Geselligkeit wie umgewandelt: die Zügel hatten sich gelockert, die Blicke waren freier, der Ton war vertraulicher geworden, zugleich nachlässiger. Und irgend einer der jüngeren Herren rief, als befände er sich in einem Restaurant, nach Champagner.

Eve hatte alle Laune verloren. Sie fühlte sich durch diese Frau aus dem Mittelpunkt der Aufmerksamkeit verdrängt. Das konnte sie nicht vertragen.

Um noch ein Vortragsstück vorzubereiten, besprach sich Frau Heimb gerade am Notenschränkchen beim Flügel mit einigen Herren, die Paris und den Montmartre kannten. Sie wandte sich auch mehrmals an Stuckradt, der ganz in ihrer Nähe am Fenster lehnte. Er blieb aber einsilbig. Die Arme verschränkend, mit einem spöttischen, vielleicht auch trozigen Lächeln, blickte er über die Gruppe hin. Eve verfolgte jede Bewegung von ihm.

Überall stieß man mit den Sektgläsern an. Als ihr der Champagner gereicht wurde, nahm sie eins der Gläser und trank hastig einen großen Schluck. Graf Grote kam, um mit ihr anzustoßen.

„Die offiziellen Persönlichkeiten haben das Feld geräumt,“ sagte er scherzend, „nun sind wir ganz entre nous und können um so fideler sein!“

Sie führte mit dem Grafen ein flüchtiges Gespräch,

ohne recht dabei zu sein. Ihre Aufmerksamkeit ward von der Gruppe am Notenschränkchen angezogen.

Lebeau protestierte dort fast heftig dagegen, daß Frau Heimb noch ein Stück sang. Das rief in der Gruppe aber einen Sturm der Entrüstung hervor. Frau Heimb erwiderte spitz. Man merkte jetzt allgemein, daß es zwischen den beiden „kriselte“.

Überlegen sagte sie zu Lebeau, indem sie sich in ganzer Höhe aufrichtete: „Ich bedarf wirklich keiner Gouvernante mehr. Ich tue, was ich will. Hören Sie? Was ich will!“

„Wer zankt denn da? Aber meine verehrten Herrschaften!“ beschwichtigte der Kapitänleutnant.

Die Auseinandersetzung hatte einen peinlichen Charakter angenommen. Doch Arhausen befand sich schon an der Seite der erregten Sängerin und sprach ihr zu.

Frau Heimb lachte spöttisch auf, als sie die Bemühungen sah. „Aber was wollen Sie denn alle von mir? Ich amüsiere mich doch köstlich! Ganz köstlich! Wie noch nie!“

„Kommen Sie, gnädige Frau . . .“ Arhausen hatte ihr den Arm gegeben. Trotzdem sie sich sträubte, noch immer ärgerlich lachend, führte er sie in das kleine Zimmer neben dem großen Salon, das augenblicklich leer war.

„Lassen Sie mich doch! — Aber Herr Arhausen, Sie tun mir ja weh! Ich werde vor Herrn Lebeau doch nicht ausreißen! Was denken Sie sich? Der wäre der letzte!“

Eve kam eilends hinter den beiden her. „Was ist denn nur geschehen? Was hat denn Frau Heimb mit einem Male mit Lebeau?“

„Daß er bloß drüben bleibt!“ rief Arhausen seiner Tochter zu. „Hörst du?“

Sie hatte Stuckradt in aller Hast gebeten, sich seines Kompagnons anzunehmen, ihn zu beruhigen. Die beiden Herren standen jetzt drüben im Bibliothekzimmer am Kamin. Man sah sie, von der roten Glut grell beleuchtet, durch sämtliche Räume. Lebeau gestikulirte heftig — Stuckradt, dessen Miene sehr finster geworden war, legte beschwichtigend die Hand auf seine Schulter.

„Wenn ich geahnt hätte, daß Sie mit Herrn Lebeau nicht auf gutem Fuß stehen, gnädige Frau,“ sagte Eve, so kühl sie konnte, „dann hätt' ich Ihnen die Begegnung natürlich erspart. Aber Herr Lebeau war es ja selbst, der mir noch besonders nahelegte, Sie um Ihr Kommen zu bitten.“

Frau Heimb ging in dem kleinen Zimmer aufgereggt hin

und her. Hell lachte sie nun auf. „Ja, das sieht ihm ähnlich. Immer wieder versucht er's, mich einzufangen. Er weiß, wie ich ihm schaden kann. Ich kenne alle seine Schliche. Wenn ich einmal über seine Geschäfte reden wollte — na, das wäre ein Spaß! Da ist manches für den Staatsanwalt reif!“

„Aber — — gnädige Frau!“

Arhausein winkte seiner Tochter heftig zu. „So geh doch und laß deine Gäste nicht allein!“

„Ich freu' mich bloß auf die Stunde, wo's auch den andern Leuten endlich einmal klar wird!“ Frau Heimb setzte ihre aufgeregte Wanderung fort. „Jahrelang hab' ich mich täuschen lassen. Er spielt den großen Herrn. Ja, ein Finanzgenie ist er allerdings. Aller Welt Sand in die Augen streuen, immer neue Unternehmungen gründen, immer noch andre Leute mit sich hineinziehen, damit die ihn halten, um nicht selbst mit in die Patsche zu geraten. . . . Aber jetzt laß ich mir nichts mehr von ihm vormachen. Zwischen uns ist es aus. Nichts andres wollt' ich feststellen.“

„Zum Kuckuck!“ rief Arhausein zornig aufstampfend, da seine Tochter sich in ihrer Bestürzung nicht von der Stelle rührte. „Ich sage dir, du sollst gehen, Eve!“

Die junge Frau fuhr zusammen. Ohne ein Wort zu erwidern, verließ sie das Zimmer und eilte unsicheren Fußes durch den Salon zu ihren Gästen zurück.

Man befand sich hier schon allgemein beim Ausbrechen. Aber das Vorkommnis ward keine Silbe verloren. Eve mußte sich die üblichen Dankesworte anhören — die Herren küßten ihr die Hand. Während sie den Gästen bis in den Gang folgte, wo die Mädchen und der Diener die Garderobe bedienten, lauschte sie angespannt zurück. Ab und zu drang ein heftig herausgestoßenes Wort von Frau Heimb, ein schrilles Auflachen bis hierher.

„Die ist ja ganz aus dem Häuschen!“ hörte sie hernach, als die Flurtür sich hinter den Gästen schloß, eines der Mädchen sagen. Und darauf lüchelte das andre.

Eve war in so gereizter Stimmung, daß sie die Dienstboten heftig anfuhr und allerlei Tadel über Ungeschicklichkeiten im Verlauf des Abends aussprach. „Stille! Gehen Sie! Ich will nichts hören! Kein Wort!“ schloß sie dann, als Ilse, die Rose, ihr erwidern wollte.

„Ich kündige zum Ersten!“ sagte das Mädchen trotzig. In diesem Augenblick traten Stuckradt und Lebeau in den Borraum. Beide hatten heiße Gesichter.

„Sie sind mir doch nicht böse, gnädige Frau?“ sagte Lebeau, sich zu einer liebenswürdigen Miene zwingend. „Ich hatte das alles ja nur im Scherz vorgebracht — dachte nicht entfernt, daß Frau Heimb mir's in der Weise übelnehmen würde.“ Er wollte ihr die Hand küssen, aber sie entzog sie ihm rasch. Auf dem Weg in ihr Zimmer machte Eve sämtliche Türen hinter sich zu.

Man vernahm die erregte Stimme mehrere Zimmer weit. Als sie in die Tür trat, fiel ihr auf, wie bleich und nachdenklich das Gesicht ihres Vaters war.

„Das ist ja eine bodenlose Verfidie!“ entfuhr es ihm jetzt. „Eve — nein, du solltest nur hören, was Frau Heimb sagt...“

„Ich will nichts mehr hören!“ sagte Eve trozig. „Ich habe genug — genug — genug!“

Frau Heimb war dabei, ihre langen Handschuhe abzustreifen. „Ich hab' auch gar nichts mehr hinzuzusehen,“ sagte sie erschöpft. „Aber was ich gesagt habe, das mußte endlich einmal heraus. Ich hab' lange genug daran gewürgt.“

„Nein, bitte, gnädige Frau, gehen Sie noch nicht!“ sagte Arhausen plötzlich sehr dienstfertig, als der Besuch sich der Tür zuwandte. Und unwillig, doch nur in halblautem Ton raunte er seiner Tochter zu: „Du ahnst ja gar nicht, was da auf dem Spiele steht. Lebeau ist — ein Industrieritter schlimmster Art, ein...“ Er brach ab und lief hinter Frau Heimb drein. „Bloß noch ein Wort! Ein einziges Wort!“

„Besuchen Sie mich doch einmal. Es wird mir ein Vergnügen sein, Herr Arhausen.“

Sie hatte ihre Haltung nun wiedergefunden. Lässig nickte sie ihm und der Hausfrau zu, die unbeweglich an der Tür stehen geblieben war, und rauschte davon.

Arhausen begleitete sie bis zum Treppenhaus.

In der von den Gästen verlassenen Wohnung sah es infolge des Tanzes wüst aus. Die Möbel waren verschoben, mehrere Teppiche zusammengerollt. Überall standen leere und halbgeleerte Sektflasche.

Eve fröstelte es plötzlich. Sie holte sich aus dem Schlafzimmer ein seidenes Tuch und schlug es um die nackten Schultern.

Als sie die Schritte ihres Vaters hörte, der sie offenbar suchte, ließ sie sich in einen der mächtigen Lehnstühle fallen und blieb unbeweglich sitzen.

„Hier bist du?“ rief Arhausen erstaunt aus, als er sie endlich entdeckte. Er zog seine Frackweste mit einem ärger-

lichen Ruck zurecht und durchmaß das Zimmer in seinem kurzen, energischen Schritt. „Eine nette Bescherung. Das muß ich sagen. Dieser Lebeau!“

„Was die in ihrem Zorn dir schon erzählt haben mag!“ sagte Eve gleichgültig.

„Die ist eingeweiht, sag' ich dir. Und mehr, als Herr Lebeau lieb ist. Aber ein wahrer Segen, daß es noch so gekommen ist . . . ich hatte ihm ja für morgen fest zugesagt. . . Na warte! Es ist ein ganzer Rattenkönig von Schiebereien und Betrügereien. Ein wahres Spitzbubengenie ist er. Dabei weiß ich im Augenblick noch gar nicht, ob und wo er zu fassen sein wird. Siehst du, das ist sein Trick: für jedes Geschäft gründet er eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Und einige von diesen Gesellschaften, das hat mir Frau Heimb klargemacht, sind von vornherein aufs Vertrachen angelegt. Auf die wird all das, was nicht mehr zu retten ist, von seinen andern Gesellschaften abgeschoben. Und so eine Unglücksfirma, die nur eigens dazu in die Welt gesetzt ist, um sich das Genick zu brechen, ist die Firma Lebeau & Stuckradt.“

Verdruht hob Eve den Kopf. „Unsre Firma?“

„Jawohl.“

„Aber es steckt doch mein ganzes Geld darin!“ rief sie in ausbrechender Angst.

„Wär's das Geld von andern Leuten, dann könnte mir's doch egal sein.“

„Ja — und Stuckradt?!“

„Was geht uns Stuckradt an! Zunächst heißt's: so rasch als möglich selbst aus der Affäre herauskommen! — Weißt du, wozu der die Firma überhaupt gebraucht hat? — Weil er für seine Motorenfabrik, die ‚Rapid‘-Gesellschaft mit beschränkter Haftung, eine willige Abnehmerin haben mußte. Die ‚Rapid‘ hat sich auf Kosten der Firma Lebeau & Stuckradt rangiert.“

„Und das duldet Stuckradt?“

„Wenn er eine Ahnung hätte, würde er's natürlich nicht dulden. Aber bis er's merken wird, ist's zu spät. Und wo ist der Lebeau denn zu fassen? Seine Anteile an den Gesellschaften, die gute Geschäfte machen, hat er zediert — an seinen Schwager, an seine Mutter, an einen Geschäftsfreund — das ist also alles in sicheren Händen, unantastbar . . .“

„Frau Heimb behauptet das?“

„Sie hat ja selber zwei Jahre lang achtzigtausend Mark

von ihm besessen — in solchen Scheinforderungen! Aber jetzt ist sie ihm zu mächtig geworden. Im Streit konnte er sich nicht von ihr trennen — also hat er sie heiraten wollen, um sich ihr Schweigen zu sichern.“

„Heiraten? Nein sag doch —!“

„Aber sie hat ihm heute abend einen Korb gegeben. Weil sie ihn viel besser kennt, als er ahnt. Und weil sie sich außerdem noch über seine Eifersüchteleien ärgert.“

Eve saß längst nicht mehr in dem bequemen Sessel. Sie stand mit gefalteten Händen und angstvoll aufgerissenen Augen ihrem Vater gegenüber. „Vor allen Dingen müssen wir Studcradt ins Vertrauen ziehen!“

Arthausen lachte spöttisch auf. „Was nicht noch! Studcradt darf doch keine blasse Ahnung haben!“

„Aber Papa —!“

„Verstehst du denn nicht? Von wem steckt denn Geld in der Firma? Von Lebeau Vater und Sohn, von Frau Heim, von Studcradt und von dir. Wer soll's also verlieren? Frau Heim wird morgen bar ausbezahlt, das haben sie schon damals kontraktlich sehr schlaue eingefädelt — da heißt's also zusehen, daß nicht du die letzte bist. Mund halten gegen Studcradt. Du hast die Wahl.“

„Das ist ja — geradezu — ein Verhängnis!“

„Der tollste Schwindel, der mir je in meinem Leben vorgekommen ist. Ich will nur schleunigt nach Hause und die Gesellschaftsverträge noch einmal genau durchstudieren. Morgen in aller Frühe rücke ich ihm dann auf die Bude, dem Herrn Lebeau.“ Er nickte nur flüchtig und wandte sich dem Ausgang zu, ohne ihr die Hand zu geben.

Eve starnte unentschlossen hinter ihm drein. Als er die Türklinke schon in der Hand hielt, rief sie ihn noch einmal angstvoll an. „Ach, Papa — ich muß dir nämlich sagen . . . ich weiß nicht, ob du schon einmal bemerkt hast . . .“ Sie brach ab und zuckte die Achsel. Dann nahm sie einen neuen Anlauf. „Ich kann dir das nicht so aus dem Stegreif sagen. Studcradt ist mir schon lange sehr gut befreundet . . . ich habe ihn auch wirklich gern . . .“

„Gewiß, gewiß, ich bin doch nicht blind, das weiß ich doch längst.“

„Also.“ Sie atmete tief auf. „Und darum meine ich: eine gewisse Rücksicht wäre ich ihm doch schuldig. Nicht wahr?“

Er lachte ärgerlich. „Rücksicht, Rücksicht. Sei doch kein Kindskopf, Eve. Hier handelt sich's um ernste Ge-

schäfte. In Geschäftsangelegenheiten gibt's keine Rücksicht. Es handelt sich um die Frage: sollst du dein Geld verlieren — oder soll er's verlieren?"

„Das sagtest du schon.“

„Na — und die Antwort kann da doch nur lauten: er. Oder etwa nicht?“ Er hielt es gar nicht der Mühe für wert, abzuwarten, was sie darauf erwidern würde, sondern schob sich in den Gang hinaus.

Eve stand noch unentschlossen da, als draußen die Entree tür ins Schloß fiel. Sie fühlte ein Bittern in den Knien, und wieder fröstelte sie's.

*

Wenn Ottilie Olfers in der Frühe ihren ersten Rundgang durch die Anlagen der Motorbootswerft ausführte und dabei durch die neuerebaute Konstruktionshalle kam, wo Peter Broschwitz Alleinherrscher war, machte der sich oft den Spaß, sie in militärisch kurzem Ton, die Hacken zusammenschlagend, stramm zu begrüßen: „Guten Morgen, Herr Direktor!“

Abri gens steckte ein gut Teil Wahrheit darin.

Die bedeutendste Umwandlung, die sich seit Olfers' Tod auf der Werft vollzogen hatte, war auf ihre tätige Anregung zurückzuführen. Veranlaßt durch das Vorgehen einer schottischen Firma, hatte sie's im „hohen Rat“ — der aus Schrötter, Camphöven, Broschwitz und dem neuen Chefmonteur Drygalski bestand — durchgesetzt, daß der von ihrem Vater seinerzeit konstruierte und noch selbst erprobte Typ eines Rettungsbootes in größeren Mengen im Fabrikbetrieb hergestellt wurde. Sie hatte das Ehepaar Camphöven, das die beiden Fachausstellungen in London und Glasgow besuchte, auf dieser Reise begleitet und den Rechtsanwält, der ein eifriger Sportsman geworden war, beim Besuch der Glasgower Stahlbootwerke für ihren Vorschlag zu erwärmen gewußt. Derart, daß Camphöven sofort an Broschwitz telegraphierte: er müßte sich für sechs Tage freimachen und herüberkommen. Peter Broschwitz kannte die gestanzten nahtlosen Stahlboote der Firma schon längst, war aber der Meinung, daß die Anschaffung der Stanzvorrichtungen für solche Boote sich vorläufig noch zu kostspielig stellen würde. Aber dem Prinzip, Stahlbootkörper in größerem Fabrikbetrieb nach dem Olfers'schen Typ herzustellen, gewissermaßen „auf dem Leisten“, sprach er volle Berechtigung zu: man mußte die einzelnen Stahlbleche über Formen aushämmern und

dann zusammennieten. Proschwiz verlängerte seine Anwesenheit in Glasgow und nahm jede sich ihm bietende Gelegenheit wahr, das hier geübte Verfahren zu studieren. Mit neuen Vorschlägen, die Ottis ersten Plan erweiterten, kehrte er dann vor den „hohen Rat“ zurück. Die große Zimmermannshalle, in der in früheren Jahren der Bau der Segeljachten stattgefunden hatte, wurde für den neuen Zweck, nach eingehenden Beratungen mit Schrötter, umgebaut. Nachdem erst die gußstählernen Formen feststanden, die sich die Firma patentieren ließ, nahm die Fabrikation ein flottes Tempo an. Man erzielte einen leichten Bootskörper mit mächtigem Tiefgang. Da dieser Typ nach der Schablone hergestellt wurde — sieben Meter lang, aus Stahlblechen von noch nicht drei Millimeter Stärke —, war die bisherige stete Sorge um geschulte Arbeitskräfte auf diesem Teil der Werft gehoben. Camphöven stellte einen großen Posten Kapital für die Reklamearbeit ein: der Typ Olfers I wurde eines Tages in unzähligen Prospekten und Anzeigen bekannt gegeben, die Firma suchte durch neu eingestellte Agenten alle Behörden und Schiffsahrtsgesellschaften dafür zu interessieren, die Probefieferungen fanden Anerkennung, und schon nach Verlauf weniger Monate zeigte sich, daß ein glänzendes Geschäft in Aussicht stand.

So war Ottis Tag vom frühen Morgen an bis zur sinkenden Dämmerung vollbesetzt mit Bureauarbeit, mit der Abfertigung der Agenten und Besteller, mit der Buchung bei der Einlieferung von Rohmaterial, dessen Abnahme in Schrötters Ressort fiel. Niemand auf der Werft hätte sich mehr denken können, daß ohne den energischen jungen „Direktor“ auszukommen wäre.

„Auf dem Gebiet haben wir für die nächste Zeit keine Konkurrenz zu fürchten, Proschwiz, was meinen Sie?“ fragte sie gelegentlich, da sie in einer Fachzeitschrift eine sehr hochtönende Anzeige der Firma Lebeau & Stuckradt gelesen hatte, worin sich's um einen ähnlichen Typ zu handeln schien.

Proschwiz lachte spöttisch. „Lebeau & Stuckradt! Die haben's nötig, den Mund so voll zu nehmen. Drygalski hat neulich in Berlin nette Dinge über die gehört. Jetzt liegen sie schon mit der dritten Motorfabrik im Prozeß. Böse Zahlungsschwierigkeiten. Da gibt's eine bildschöne Pleite...“

„Konkurs?“ fragte Otti erschrocken.

Proschwiz' Stimme nahm stets etwas Gereiztes an, wenn Stuckradts Name fiel.

Das kurze Gespräch ging Ottilie noch lang im Kopf herum. Die Zeit hatte ihren Groll gedämpft; nur eine gewisse Wundtheit war nach der schweren Enttäuschung zurückgeblieben, die sie damals — an jenem Silvesterabend — aus all ihren Mädchenträumen herausgerissen hatte. Die Stunde hatte einen Wendepunkt in ihrem Leben bedeutet.

„Arbeit — Arbeit!“ sagte sie immer wieder zu sich, wenn die trüben Gedanken die Herrschaft über sie zu gewinnen drohten. Und dann stürzte sie sich mit neuem Anlauf in die Geschäfte.

In den kurzen Besprechungen, die sie morgens nach Eingang der zweiten Post im Bureau abhielten — meist alle vier im Stehen, mit Notizblock und Bleistift bewaffnet — nahm nun die bevorstehende große Ausstellung einen immer breiteren Raum ein. Die Lieferungsstermine lagen günstig. Man konnte verschiedene fest bestellte Motorboote noch vor der Ablieferung auf der Ausstellung zeigen, das Reiboot Olfers I aber zur Wettfahrt am Schluß der Kieler Woche anmelden. Wenigstens für den Fall, daß sich bestätigte, was in den Zeitungen verlautete: daß eine besondere Kategorie von Motorbooten, die sieben Meter Länge nicht überschritten, zum Wettbewerb um das „Goldene Schiff“, den Kaiserpreis, zugelassen werden sollte.

Einer der Hauptgrundsätze der Werft war schon zu Olfers' Zeiten der gewesen, daß kein Boot abgeliefert wurde, das nicht praktisch erprobt war. Es war nun für Ottilie geradezu ein Bedürfnis geworden, die oft recht strapazösen Probefahrten mitzumachen. Sie boten ihr nach langer Bureauarbeit die beste Erholung.

Nicht immer blieb man im Hafen; wenn's das Wetter zuließ, steuerte Proschwitz gern in die Förde hinaus. Drygalski hatte auf diesen Fahrten stets nur Aug' und Ohr für die Arbeit des Motors, den er dann ganz allein bediente. Er war auch ziemlich aufgereggt dabei, rutschte hin und her, drehte sich und bückte sich. Ganz im Gegensatz zu ihm stand Peter Proschwitz stämmig, breitbeinig und überlegen lächelnd im Boot. Ab und zu tauschte er mit Ottilie Olfers einen Blick des Einverständnisses: der nervöse Drygalski wirkte nun einmal komisch auf ihn, überhaupt jeder nervöse Mensch.

Ottilie gab sich ganz dem Genuß der flotten, sicheren Fahrt hin. Ihre dunkelbraunen Augen bekamen erhöhten Glanz, ihre Wangen röteten sich. Aus dem wettergebräunten Gesicht blitzten die starken, weißen Zähne.

Sie bot dann ein Bild voller Gesundheit. Der Anzug, den sie auf diesen Fahrten trug, war einfach und praktisch, kleidete sie übrigens ganz vorzüglich: weiße Sportmütze, fußfreier, marineblauer Rock, knappsitzender, am Hals geschlossener Sweater von weißer Wolle. Draußen auf dem Wasser mußte sie die Mütze, um ihr Haar vom Sprühregen der Wellen und vom Wind nicht allzusehr zerzausen zu lassen, tief in die Stirn hinausziehen. Das gab ihr etwas Jungenhaftes, worüber sich Proschwiz immer amüsierte. Eitelkeit kannte sie nicht, darüber war er sich klar, sie bildete den denkbar schärfsten Gegensatz zu ihrer Stiefmama.

Wenn die Fahrt ganz glatt und ruhig vor sich ging, dann machte sie den beiden weniger Spaß. Sie liebten eine gute Brise und freuten sich, wenn sich links und rechts von der Bootspitze der rauschende Wall der grünen, weißüberschäumten Wogen aufstellte. Da galt's dann Steuere Kunst zu zeigen, um die heranrollenden Wellen im richtigen Winkel zu schneiden. Alle drei an Bord mußten, wieviel dem kleinen Motor zuzutrauen war, unnützen Gefahren setzten sie sich nicht aus. Aber Peter Proschwiz begann an solchen Tagen, wo eine stärkere Bö vorzeitige Umkehr verlangte, immer wieder von Olfers' Lieblingsmodell zu sprechen: dem seetüchtigen Rennboot. Die Arbeit daran hatte monatelang ruhen müssen, weil der Fabrikbetrieb des kleineren Typs alle Kräfte auf der Werft verlangte. Erst in den letzten Wochen hatte Proschwiz wieder ab und zu ein paar Stunden dafür erübrigen können. Schrötter war für die Sache nicht mehr zu haben. Man dürfe die Kräfte nicht zersplittern, sagte er ängstlich. Proschwiz zog aber dennoch manchmal Arbeiter, die an anderer Stelle vorübergehend zu entbehren waren, zu den Rietarbeiten an dem halbfertigen Modell heran. Die Zeichnungen und Berechnungen von Olfers imponierten ihm in ihrer Klarheit und Bestimmtheit nach wie vor; ein Erfolg mit diesem Typ erschien ihm gewiß. Man mußte nur die Zeit und das Geld haben, um nun endlich an die Fertigstellung zu gehen.

An einem lebhaft bewegten Maiabend brachte Otti die Sache einmal mit Camphöven zur Sprache. Camphöven, der einen im vorigen Sommer auf der Olfers'schen Werft gebauten schmucken Kreuzer für zwölf Personen besaß, hatte eine Fahrt mit seiner Familie geplant, mußte des Windes wegen aber noch vom Klubhaus abtelefonieren. Als er auf die Landungsbrücke trat, um den

Maschinisten von der Absage zu verständigen, sah er unweit von seinem stillliegenden Kreuzer ein scharfgesteuertes Motorboot daherkommen. Ein Offizier I auf der Probefahrt. Camphöven erkannte auch die Besatzung sofort: vor allem die schlaffe Mädchengestalt im weißen Sweater und in der weißen Mütze. Das Boot stoppte und kam gleich darauf im Bogen an die Landungsbrücke: auch der Zylinderkopf des Rechtsanwalts war ja auf ein paar hundert Meter Entfernung unverkennbar, und Proschwitz nahm neuerdings jede Gelegenheit wahr, wo er Camphövens habhaft werden konnte.

„Hallo, Herr Doktor!“ rief er ihn an, und Ottilie winkte ihm lebhaft mit der gebräunten Hand zu. Sie waren von überkommenden Wellen alle drei pudelnass geworden.

„Hallo — ihr seid's!“ gab Camphöven gutgelaunt zurück. „Ich dachte erst, es wär' ein Delfin oder sonst ein wasserspeiendes kleines Ungeheuer!“

„Wollen Sie denn eine Fahrt machen?“ fragte Ottilie, auf den kleinen Kreuzer bei der Brücke zeigend, der tüchtig hin und her geschaukelt wurde.

„Nein, bei dem Wellengang bring' ich meine Weiblichkeiten nicht an Bord. Ich find's auch recht unvorsichtig von einer gewissen andern jungen Dame, heut' abend noch da draußen herumzugondeln.“ Er setzte seine blaue Klubmütze fester. „Aber Lust hätt' ich,“ fügte er lachend hinzu, „selbst noch ein Luftbad zu nehmen. Oder wird's ein Duschbad? Kommen Sie, Proschwitz, ich steige ein, und wir fahren noch ein Halbstündchen!“

„Aber vorher müssen wir noch Benzin an Bord nehmen,“ erklärte Proschwitz, „und das geht dann auf Ihr Privatkonto, Herr Doktor!“

„Proschwitz,“ rief Ottilie entrüstet, „Sie sind erstens ungestlich, zweitens respektlos — und drittens ein Geizhals.“

„Zarwohl, Herr Direktor,“ sagte Proschwitz gemüthlich. „Aber ich mache darauf aufmerksam: der Herr Direktor schimpfen immer am allerärgsten, wenn's Mehrverbrauch an Benzin gibt.“

Ottilie lachte. „Alles Verleumdung, Doktor. Kommen Sie ruhig. Auch ohne Benzin sind Sie uns willkommen. Aber haben Sie auch wasserdichtes Zeug an?“

„Na — ihr scheint's ja gut mit mir vorzuhaben.“

So gab's denn noch eine kurze, aber an dramatischen Wirkungen reiche Spritztour quer über den Außenhafen. Das Wenden gestaltete sich sogar zu einer kleinen Senja-

tion. Ohne Verabredung warfen sie sich alle vier im kritischen Augenblick auf die hochgehende Innenseite, um bei der scharfen Kurve dem Boot die erforderliche Belastung zu geben.

„Famos — wenn's gut abgelaufen ist!“ meinte Camphöven, dessen Gesichtszüge doch ein wenig ängstlich geworden waren, als das winzige Ding gegen die starke Woge ankämpfen mußte. „Aber fahren könnt ihr, das Lob muß man euch lassen, Kinder.“

Heimzu wurde der Kurs immer ruhiger. Noch bevor die Dämmerung einsetzte, landeten sie an der Werft.

Auf der Fahrt wie an Land bearbeiteten Otti und Proschwiz den Rechtsanwalt: er möchte doch Schrötter die Bedenken ausreden, die der gegen die Ausarbeitung und Fertigstellung des neuen Typs geltend machte.

„Wenn ein schnelllaufendes Motorboot je Aussicht auf Erfolg gehabt hat,“ sagte Proschwiz, „so eben jetzt. Gewiß, die Sache wird ein paar tausend Mark kosten — der Motor ist eben sündhaft teuer — aber unser kleiner Typ da ist ja nur eine dumme Spielerei gegen den andern. Unser Panzerbootchen wird seetüchtig — dafür garantiere ich. Übrigens — Olfers hätte es doch gar nicht erst angefangen, wenn er nicht das felsenfeste Vertrauen gehabt hätte: es wird ein Schlager!“

Drygalski war mit einem Monteur an Bord geblieben, um den Motor nachzusehen. Der Rechtsanwalt schritt also mit den beiden jungen Leuten allein auf die neue Halle zu.

Der Rumpf des nicht umfangreichen Bootes war in seinen Umrissen schon vollkommen erkennbar: die für Rennboote übliche Pantoffelform. Proschwiz erklärte dem Besuch die Fortschritte am Modell. Olfers hatte mit einem schnelllaufenden Explosionsmotor gerechnet. Die Gestaltung der Schraube, des Propellers, die Bemessung des Durchmesser und der Steigung hatte dabei ganz besondere Vorsicht erfordert. Auch Schrötter, so wenig er für kostspielige neue Versuche war, hatte den ganzen Plan für vorzüglich durchgeführt erklären müssen.

Camphöven fürchtete die Verstimmung Schrötters, wenn er sich so ohne weiteres einfangen ließ.

„Dem Geschäft können wir kein Geld und keine Arbeiter entziehen, darin hat Schrötter recht,“ sagte er achselzuckend.

„Aber wenden Sie sich doch an Fräulein Olfers selbst,“ fuhr er pöfzig lächelnd fort. „Wenn die aus ihrer Privatschatulle ein paar braune Lappen herausrückt, dann laß ich mich auch nicht lumpen.“

„Das ist ein Wort!“ erwiderte Proschwiz kopfnickend. Nun wußte er schon: die Sache kam bestimmt zustande. Und mit neuem Feuereifer verbreitete er sich über die Vorzüge seines Lieblingsbootes.

Otti Olfers setzte sich sogleich nach Camphövens Weggang ins Bureau und rechnete, in welcher Weise sie die einzelnen Raten aufbringen könnte, ohne den Kredit des Geschäftes in Anspruch zu nehmen.

Ohne sich erst bei Schrötters zu zeigen, bei denen sie gewöhnlich den Abendtee nahm, kehrte sie nach der Halle zurück. „Es geht!“ sagte sie befriedigt. „Bloß Anfang Juni wird's ein bißchen schwierig werden.“

„Legen Sie doch einen Privatpump bei Camphöven an, Fräulein Otti,“ schlug Proschwiz ihr vor, „der Mann hat Geld wie Heu.“

„Ich werd' mich hüten. Pumpen verdirbt die Freundschaft. Nein, da wird ganz einfach die Auguste auf halbes Wirtschaftsgeld gesetzt.“

„Wo Sie sonst so üppig leben —!“ neckte er sie.

Sie lachte. „Zur Ausstellung wollt' ich mir ein paar neue Fähnchen machen lassen. Daraus wird nun natürlich auch nichts.“

„Die Frauenzimmersleute haben immer ‚rein gar nichts‘ anzuziehen.“

„Ach, Proschwiz, was wissen denn Sie. Mein blaues Cheviotkostüm ist bei Spindler nicht mehr geworden. Die Flecken, die ihm der gute Drygalsti beigebracht hat damals. Ihr Mannsleut habt's eben hundertmal besser.“

Er hatte sich seine kurze englische Holzpfeife angesteckt, ließ sie zwischen den Zähnen baumeln und paffte leichte Wölkchen in die Abendluft. Die Hände in die Taschen seiner blauen Maschinenjacke steckend, lehnte er sich an die Tür der Halle und klopfte abwechselnd mit den Absätzen ans Holz. „Wenn Sie so fuchtig werden, Fräulein Otti, dann mag ich Sie am liebsten leiden.“

„Sehr menschenfreundlich von Ihnen, Proschwiz. Sie sind und bleiben doch der alte, ungeleckte Seebär.“

Er zog und paffte. Die rote Blut bemalte sein wettergebräuntes, gemüthliches Gesicht. „Schimpfen Sie nur. Immer weiter. So sind Sie bei gutem Humor.“

Im Speisezimmer der Schrötterschen Wohnung sah man in diesem Augenblick das Licht der Hängelampe auf-flammen. „Ist's denn schon acht Uhr?“ fragte Otti. Sie

zog die Uhr, erkannte aber das Zifferblatt nicht mehr. „Sie sollten heute doch auch zum Abendbrot drüben sein, nicht?“

„Ne, ich geb' mich nicht zu erkennen,“ sagte er lachend. „Baden Sie's alleine mit ihm aus. Er wird schön gucken, wenn er hört, daß das Bootchen nun doch gebaut wird.“

Otti drohte ihm: „Alter Hasenfuß!“

„Übrigens hab' ich auch noch zu arbeiten. Ich kann mich nicht alle Abende faul hinsetzen und klug schnaden.“

„Faul dageessen haben Sie ja öfters, das geb' ich zu. Aber klug geschnadt? Daß ich nicht wüßte.“

Er passte immer stärker. „Ich bin man ein so gutmütiges Luder. Sonst kriegt' ich Sie jetzt doch sicher am Schlafittchen.“

Sie lachte ihn aus und kehrte zum Hause zurück.

Anders als im Neckton verkehrten sie selten miteinander.

Daß Peter Proschwiz einen starken Einfluß auf die junge Mitbesitzerin der Firma Olfers ausübte, war unter der ganzen Arbeiterschaft bekannt. Auch Drygalski dachte sich sein Teil dabei: sicher würde Proschwiz hier auf der Werft später einmal mehr vorstellen als heute. Er legte es zweifellos darauf an, sich unentbehrlich zu machen. Nicht nur auf der Werft — sondern auch bei Fräulein Olfers.

Peter Proschwiz wußte wohl kaum etwas von den Gerüchten, die über ihn und seine Zukunftsträume umliefen. Jedenfalls gab er sich über seine Wünsche selbst keine Rechenschaft. Er empfand nur eine stille Wohligkeit in seinem kameradschaftlichen Verkehr mit Ottilie. Und dies Behagen war gewachsen und von Woche zu Woche sicherer geworden, seitdem sich jener verhaßte Besuch aus Berlin nicht mehr in Kiel gezeigt hatte.

Aber eines Tages riß ihn eine unerwartete Begegnung aus allen Himmeln.

Es war im Klubhaus bei einer vorbereitenden Sitzung des erweiterten Empfangskomitees. Campböven, der dem Kieler Vorstand angehörte, hatte verreisen müssen und deshalb Proschwiz beauftragt, sich über ein paar technische Fragen der Nennung und der Meldung bei den Wettfahrten zu unterrichten.

In den behaglich eingerichteten Räumen des Klubhauses herrschte ein lebhaftes Treiben. Vorstandsmitglieder der Motorbootklubs von Hamburg, Berlin und andern deutschen Großstädten waren der Einladung gefolgt. Auch von seiten der Pariser Vereinigung erhoffte man eine Beteiligung. Außer den Sitzungen waren ein

paar Festlichkeiten geplant. Viele Herren hatten darum ihre Damen mitgebracht. Die Mehrzahl der Gäste kannte sich von früheren, sportlichen Veranstaltungen her. In den Sitzungspausen begrüßte man sich. Im Salon, in der Bibliothek, auf der rund um das Klubhaus laufenden Restaurationsterrasse, in dem nach dem Wasser zu gelegenen Wintergarten, auf den Gängen und in der kleinen Bar — überall standen Gruppen plaudernder Gäste beisammen. Proschwiz hielt sich im Wintergarten neben dem großen Sitzungszimmer auf, das bei den Festen gewöhnlich als Speisesaal diente, heute aber mit all den improvisierten Schreibtischen einem Riesenbureau glich. Ein paar Klubmitglieder, die ihre Boote von der Olferschen Werft bezogen hatten und ihn persönlich kannten, zogen ihn ins Gespräch. In allen technischen Nöten waren sie gewohnt, sich immer direkt an Proschwiz zu wenden, dessen ruhige und bestimmte Art ihnen besonders zusagte. Galt es einen Schaden festzustellen, so schickte Proschwiz nicht einen Monteur, sondern er bestieg eines der Boote, die einzufahren waren, und steuerte nach dem Bootshaus, wo der „Patient“ lag. Eins, zwei, drei, hatte er seine blaue Duffeljacket abgeworfen und kroch ins Innere des Bootes. Noch bevor der Besitzer eine Ahnung hatte, daß er überhaupt dagewesen, rückten dann schon die Monteure und Arbeiter mit dem erforderlichen Hilfsmaterial an. Die Herren stellten sich mit ihm auf guten Fuß. Und Proschwiz hatte die sichere, ruhige Art, dies als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Wenn er so mit den derben Fäusten in den Seitentaschen seines Sakko, mit der kurzen englischen Holzpeife zwischen den Zähnen, im Kreise der Klubleute stand und über technische Dinge sprach, dabei oft mit überlegenem Humor, fiel es keinem ein, ihn gesellschaftlich in eine mindere Rangstufe einzuordnen. Zu den Festen, wo die Abwesenheit aller Salon-talente bei ihm natürlich aufgefallen wäre, erschien er nie.

„Wissen Sie schon das Neueste? Lebeau und Studradt sind da!“

„Die Berliner? Was — die lassen auch laufen?“

„Ja. Um den Kaiserpreis: das Goldene Schiff. Was sagen Sie dazu? Vorigen Monat hieß es doch schon, sie wären mausetot.“

„S — sie werden wieder einen Dummen gefunden haben, der für sie in die Bresche springen muß. Aber daß

die Herren sich hier bei uns wieder mausig machen dürfen, ist unerhört. Man müßte Graf Laren darauf hegen. Der ist doch sonst so scharf.“

„Stuckradt kenn' ich persönlich noch nicht. Aber das kann ich Ihnen sagen: gegen Lebeau richten Sie damit nichts aus. Der ist ‚gesiebt‘. Er merkt es einfach nicht, wenn Sie ihn schneiden.“

„Er soll es merken, verlassen Sie sich darauf.“

„Nous verrons.“

Zwei Hamburger Herren, die Proschwiz dem Namen nach nicht kannte, führten das Zwiegespräch ganz in seiner Nähe. Er hatte die Ohren gespitzt. Als sie sich nun der Terrasse zuwandten, folgte er ihnen mit seinen Blicken. Sie mischten sich unter eine Gruppe von Marineoffizieren und deren Damen. Es war Proschwiz klar, daß sie auch dort gegen die beiden Berliner Stimmung machen würden. Eine gewisse Genugtuung erfüllte ihn. Die lärmende Reklame, die Lebeau & Stuckradt nun schon seit Wochen machten, trotzdem in Fachkreisen der bedenkliche Stand ihres Kredits längst offenkundig war, hatte ihn schon oft genug geärgert.

Der Schriftführer rief in diesem Augenblick den Namen seines Hauses auf, also begab er sich ins Bureau.

Gleich beim Eintritt sah er Stuckradt, der in einem Klubjessel dem Schreibtisch des ersten Schriftführers gegenüber saß, im Gespräch mit diesem begriffen. Am Fensterbrett lehnte Lebeau, eine Zigarette rauchend. Ab und zu warf er eine scharfe Bemerkung in die Auseinandersetzung zwischen seinem Kompagnon und dem Schriftführer des Klubs, einem noch jüngeren Marineoffizier a. D.

Oberleutnant Niemeier nickte dem ihm wohlbekannten Chefmonteur freundlich zu; darauf nannte er Proschwiz' Namen sowie die Namen der beiden Berliner.

Lebeau senkte nur gnädig die Stirn, indem er seine Zigarette weiterrauchte. Stuckradt sagte flüchtig: „Danke. Ich weiß. Wir sahen uns schon auf der Olfers'schen Werkst.“

Anfangs hatte Proschwiz vorgehabt, die Holzpfefse aus dem Mund zu nehmen. Aber die überlegene, dabei geringschägige Art der beiden Berliner forderte seinen Trotz heraus. „Na, Herr Schriftwart, was soll's?“ sagte er möglichst kordial, eine blaugraue Wolke vor sich hinpaffend. Und beide Fäuste in den Taschen stecken lassend, setzte er sich auf die Ecke des benachbarten Schreibtisches.

Dem Schriftführer schien die Angelegenheit, die er zur

Sprache bringen sollte, peinlich. „Ach, lieber Proschwiz, es ist Ihnen da wohl ein kleines Versehen passiert. Ihre Nennung wird so nicht durchgehen können. Vielleicht ist es besser, wir bringen die Sache jetzt gleich hier en petit comité in Ordnung, als hernach in der Plenarsitzung. Ich bat wenigstens die Herren, sich zunächst einmal mit Ihnen selber in Verbindung zu setzen.“

Proschwiz passte immer stärker. Er würdigte Lebeau keines Blicks. Aber Stuckradt sah er fest und trotzig an. Es entging ihm nicht, daß der sich in der Zwischenzeit verändert hatte: er war magerer geworden, seine Züge erschienen noch schärfer, trotz der braunen Gesichtsfarbe machte er einen leidenden Eindruck.

„All right. Ich höre.“

Stuckradt fühlte den durchbohrenden Blick; aber er blieb unbeweglich. „Wir lasen da eben, daß Ihr Haus in derselben Klasse mit uns laufen lassen will. Ich kenne die Firma Olfers & Kompanie sehr gut und freue mich darauf, daß wir konkurrieren werden. Aber die Nennung in Ihrer Form hat keine Gültigkeit, weil in dieser Klasse nur der Besitzer selbst steuern darf. Es ist Ihren Chefs vielleicht lieber, wenn wir das jetzt gleich ordnen. Und ich persönlich würde auch nur sehr ungern offiziell Einspruch erheben. Gerade weil wir bis jetzt die einzigen Konkurrenten sind. Und außerdem: weil ich zu Ihrem Hause in freundschaftlichen Beziehungen stehe.“

In seinen Taschen machte Proschwiz Fäuste. „Freundschaft und so etwas spricht hier gar nicht mit, Herr Doktor Stuckradt. Was Sie an unsrer Nennung auszusetzen haben, das bringen Sie also hernach in der Sitzung vor.“

„Ruhe, Ruhe, lieber Proschwiz,“ beschwichtigte der Schriftführer. Und in seiner scharf abgerissenen, offiziersmäßigen Redeweise mischte sich Lebeau ein: „Es liegt uns selber sehr viel an einer leistungsfähigen Konkurrenz. Aber wenn Ihre Firma Sie als Steuermann nennt, entspricht Ihre Nennung nicht den Bedingungen. Das ist alles, was wir vorzubringen haben.“

„Das können wir ja in der Sitzung abmachen.“

„D — Sie sind Klubmitglied?“ fragte Lebeau lächelnd.

Gewissermaßen entschuldigend wandte sich Niemeier an Proschwiz: „Weil es Platzmangel gäbe, haben heute nur die Mitglieder persönlich Zutritt. Und — Doktor Camphöben kann nicht erscheinen?“

Nun hatte Proschwitz verstanden. Er warf Stuckradt, der finster vor sich niedersah, einen langen, prüfenden Blick zu. „Wenn sich die Sache so verhält,“ sagte er zum Schriftführer, „dann muß ich mir allerdings erst Instruktionen zu Hause erbitten.“ Er wandte sich ohne weiteres zum Gehen.

„Ein Ausweg, lieber Proschwitz!“ rief Riemeyer lebhaft. „Nennen Sie doch vorläufig ganz einfach Campböven selbst für die Steuerung!“

Proschwitz blieb stehen. „Ausgeschlossen. Das Boot geht unter mir — oder überhaupt nicht. Punktum.“ Festen Schritts ging er weiter.

„Damit erweisen Sie Ihrer Firma keinen Dienst, verehrter Herr,“ sagte Lebeau hinter ihm her.

„Und auch unserm schönen jungen Sport nicht,“ setzte der Schriftführer hinzu. „Seien Sie doch kein Trozkopf, Proschwitz . . .“

Die Fäuste in den Taschen, mächtig passend, so hatte Proschwitz die Tür zur Terrasse erreicht, die nur angelehnt war. Zwischen den Gruppen all der lebhaft schwäzenden Herren und Damen schob er sich durch, ohne sich umzublicken. Zwei Minuten später stand er in dem kleinen Motorboot, das ihn hergebracht hatte.

Es herrschte ein reges Treiben im Hafen, besonders in der Nähe des Klubhauses. Für die Damen der Klubgäste war ein ständiger Motorbootdienst eingerichtet, um ihnen den Besuch von einigen der draußen verankerten Kriegsschiffe zu ermöglichen, deren eisengraue Riesenleiber hoch über die blaue Flut ragten. Von Boot zu Boot wurden fröhliche Zurufe laut, die Herren im Sportsdreck grüßten militärisch, die hellgekleideten Damen winkten mit ihren langen weißen Schleiern oder Schals oder den Enden ihrer Boas, die der leichte Abendwind erfaßte. Das ganze buntbewegte, figurenreiche Bild war übergoßen vom flüßigen Gold der sich neigenden Sonne.

Proschwitz ließ sein Boot unter grellen Signalen pfeilgeschwind dahinschießen. Eine unbezwingbare Wut erfüllte ihn. Jede Überhebung einer Gesellschaftsschicht über die andre erschien ihm lächerlich. Er stammte selbst aus einem guten Haus, aber die materielle Not hatte ihn seinerzeit gezwungen, Arbeiter zu werden. Aus eigener Kraft, lediglich durch seinen eisernen Fleiß, hatte er sich die Möglichkeit verschafft, bei der Marine als Einjährig-Freiwilliger zu dienen. Olfers hatte ihm dann allmählich

weitergeholfen, Schritt für Schritt, hatte ihm auch selbst die Mittel und Wege gewiesen, um in zwei Winterkursen seine technische Ausbildung zu vervollständigen. Die Stellung, die er heute in der Firma Olfers & Kompanie einnahm, war eine Vertrauensstellung, wie sie kein einziger der akademisch gebildeten jungen Leute erlangt hatte, mit denen zusammen er damals auf den Bänken der Technischen Hochschule gesessen. Daher traf ihn die unerwartete Demütigung heute um so härter. Man hatte ihn im Klub mit dünnen Worten vor die Tür gesetzt. Und besonders empfindlich war der Peitschenschlag für ihn gewesen, weil er ihn in Stuckradts Gegenwart erhalten hatte.

So schweigsam und unwirsch wie heute hatten ihn die Arbeiter, als er später wieder in der Konstruktionshalle das Werk aufnahm, überhaupt noch nicht kennen gelernt. Und mit dem Glockenschlag machte er Feierabend. Er ging in seinen kleinen Verschlag und wusch sich.

Prollius kam, wenn er überall das elektrische Licht abgedreht und die Türen geschlossen hatte, jeden Abend um diese Stunde, um nachzusehen, ob die Petroleumlampe auf Proschwitz' Zeichentisch noch genug Öl für ein paar Arbeitsstunden hatte. Als er sich heute mit der brennenden Laterne und dem klappernden Schlüsselbund an der Tür einstellte, brumnte Proschwitz, der das Gesicht in die Waschschüssel getaucht hatte und sich darauf prustend abtrocknete: „Nicht nötig heute, Prollius!“

Der Pförtner nickte. „Fein machen? Zur Stadt gehen? Jawohl — die drüben warten schon.“

„Wer wartet?“

„Nu — Schrötter und die Damens. Der Doktor hat doch telephoniert.“

„Camphöven? Was reden Sie da? Was ist los?“

„Nu — Frau Schrötter schickt mich doch. Ob Sie mit nach dem Klubhaus führen? Aber ich denke, Sie wissen schon, weil Sie sich fein machen.“

„Ich mache mich nicht fein. Unsinn. Bloß sauber.“

„Du! — Nu ja. — Und der Doktor, sagte sie, hat also telephoniert: um halb neun Uhr käm' er an und führe gleich von der Bahn nach dem Klubhaus. Nach der geschäftlichen Sitzung gäb's dort großen Klimbin, Musikvorträge und so ein Zeug, und da sollten Sie alle beisammen sein. Sie auch — sagt Frau Schrötter.“

„Ist denn ... Wo steckt denn das Fräulein?“

Prollius schmunzelte. „Der Direktor? War zweimal hier und hat Sie gesucht. Aber da waren Sie noch unterwegs. Und jetzt sind die Damen eilig verschwunden, um sich fein zu machen. — Sauber!“ korrigierte er sich, da Proschwitz ihn so wütend ansah.

Das Handtuch formte sich unter Proschwitz' zweckloser Bearbeitung zu einer Kugel. Mit einem ebenso zwecklosen Kraftaufwand schleuderte er die Kugel jetzt in die Ecke. Eine Weile stand er in Hemdsärmeln trozig vor sich hinstarrend da. Dann riß er seine marineblaue Duffeljacket vom Haken, schlüpfte hinein, setzte den Hut auf und stürmte davon.

Prollius sah ihm verdutzt nach.

Nach kaum zehn Minuten kam Auguste, das Dienstmädchen von Fräulein Olfers, über den Hof und rief mehrmals laut nach dem Pförtner.

„Hier hängt er!“ gab Prollius zurück. „Wo brennt's?“

„Der Herr Baumeister und die Damen sind schon fertig. Ob Sie's Proschwitz denn nicht ausgerichtet hätten?“

„Neu freilich hab' ich's. Aber er wollte einen ja auf-fressen heute ...“

Jetzt ließ sich auch Ottis Stimme vom Hauseingang her vernehmen: „Prollius! Prollius!“

Er humpelte eilig näher und gab seinen Bericht noch einmal.

Otti verstand das gar nicht. „Ist er vielleicht erst hinüber nach seiner Wohnung, den Anzug wechseln? — Prollius, Sie sollten ihm doch sagen, daß wir dort nicht ablegen, nur das Promenadenkonzert anhören und dann in Schrötters Weinstübchen Abendbrot essen!“

„Ja, ließ er einen denn zu Worte kommen? Er war ja ganz rabiat!“

Inzwischen hatten sich auch Herr und Frau Schrötter im Hausflur eingefunden. Otti berichtete, darauf hielt man Kriegstat. Der Baumeister war dafür, daß die beiden Damen die nächste Straßenbahn, die in wenigen Minuten hier vorbeikam, benutzten; er selbst wollte Proschwitz in dessen Wohnung aufsuchen und dann mit ihm nachkommen.

Damit war Otti nicht einverstanden. „Nein, es muß irgend ein dummes Mißverständnis passiert sein. Ein Troßkopf wie der Proschwitz. ... Da kommt die Elektrische! Rasch, rasch, steigen Sie ein! Ich schide zu ihm hinüber und bringe ihn dann im Triumph hin!“

So zog das Ehepaar Schrötter denn ab, und Otti

jandte ihr Mädchen nach Proschwitz' Quartier. Er wohnte nicht weit von der Werft zur Miete bei einem Telegraphenbeamten, dessen Frau mütterlich für seine Mahlzeiten und seine Wäsche sorgte.

Unverrichteter Sache kehrte Auguste nach zehn Minuten zurück. „Nee, er dankt schön, er wollte nicht, gnä' Fräulein!“

„Ist er krank? Was fehlt ihm? Haben Sie ihm denn gesagt, Guste, daß ich auf ihn warte?“

„Ei gewiß. Aber er sagt kurz, ‚Nein!‘ — läßt mich stehen, schrumm, und wirft die Thür hinter sich zu!“

Nur ein paar Augenblicke überlegte Otti. Dann schoß sie davon, der Straße zu und dort in der Richtung auf Proschwitz' Wohnung weiter.

Auguste ging hinter ihr drein, blieb aber an der Gitterthür stehen, weil ihr Fräulein schon einen zu großen Vorsprung hatte. Humpelnd stellte sich nun auch Prollius ein, vom Hund begleitet. Beide tauschten ihre Ansicht über das seltsame Ereignis aus. Die Beleuchtung ließ in dieser Gegend zu wünschen übrig. Auguste hatte bald ihre junge Herrin aus den Augen verloren. Aber Prollius zeigte nach rechts hinüber, wo die schlanke Mädchengestalt soeben durch den Lichtkreis einer der spärlich die Straße beleuchtenden Laternen huschte. Das war dicht vor dem Haus, in dem Proschwitz wohnte.

„Na — nu holt sie ihn am Schlafittchen!“ sagte der Alte schmunzelnd.

Sie standen lange Zeit und starrten hinüber. Die Straße war wenig belebt. Die dichten, dunklen Züge der Arbeiter, die gleich nach Feierabend von den Werften zu kommen pflegten, hatten die Gegend schon passiert.

Jetzt blickte im zweiten Stockwerk dort drüben Licht hinter einem bisher dunkel gewesenem Fenster auf. Auguste stellte fest, daß dies das Staatszimmerchen der Quartiergeberin von Proschwitz war.

„Er wird in 'ne andre Klust steigen wollen,“ meinte sie, „und das gnä' Fräulein wartet so lang bei der Frau.“

Eine Viertelstunde verging. Ihr Gespräch ging allmählich zu andern Dingen über. Nur ganz vereinzelt kamen jetzt noch Arbeiter vorüber. Aber Auguste verfolgte seit einiger Zeit die Gestalt eines Herrn, der bereits zum dritten Mal am Grundstück vorübergekommen war. Der Fremde wanderte immer genau bis zu dem Haus, in dem Proschwitz wohnte. Auch jetzt machte er dort halt und kehrt.

Oder nein — er ging auf die andre Seite der Straße und blieb dort eine Weile stehen. Und soeben kam er zurück.

Als er am Tor der Olfersschen Werft vorbeikam, stieß Auguste den Pfortner an.

„Nee, sehen Sie doch!“

„Was denn?“

„Das ist doch unser Herr Doktor! — Der Doktor Studradt!“

Prollius trat auf die Straße hinaus und sah ihm nach. „Ich denke — der lebt jetzt in Berlin?“

„Es sind noch mehr Bekannte aus Berlin da. Wahrscheinlich kommt auch meine frühere Gnädige. Die Nise ist aber nicht mehr bei ihr, wissen Sie. Aber sicher war das der Doktor Studradt. Vielleicht wollt' er unser Fräulein besuchen?“

Der Alte zuckte die Achsel. „Nu, sie muß doch direkt an ihm vorbeigelaufen sein.“

Es schlug halb neun. Prollius mußte seinen ersten Rundgang über die Werft antreten. Auguste ward's zu kalt hier in ihrem dünnen Nattunkleid. Sie kehrte also in ihre Küche zurück. Nach einer Weile stellte sich dann die Köchin von Schrötters ein. Es war im ganzen Hause still. Die beiden Mädchen nahmen ihre Marktkäpse um und spazierten draußen zwischen Haus und Gitter auf und nieder. Ein paarmal traten sie auch auf die Straße hinaus, und Auguste spähte nach ihrem Fräulein aus. Natürlich war die befreundete Köchin inzwischen in das außergewöhnliche Ereignis eingeweiht.

„Neun Uhr!“ sagte Prollius, der zum Tor zurückkehrte, froh darüber, noch Gesellschaft zu einem kleinen Schwätzchen zu finden.

„Nun lohnt's auch gar nicht mehr recht, daß sie noch zum Konzert fahren,“ meinte Auguste.

„Da geht die Haustür!“ rief der Alte plötzlich.

Eine Sekunde lang fiel ein Lichtschein aus dem Flur des Hauses, in dem Proschwitz wohnte. Eine weibliche Gestalt erschien. Es war Ottilie Olfers.

„Allein!“ stellte Auguste fest.

Ziemlich langsam kam Ottilie näher. Die drei an der Einfahrt Versammelten blickten in neugieriger Spannung der Ankommenden entgegen.

Ottilie schien in tiefen Gedanken. Den Kopf gesenkt, den Blick finster zu Boden gerichtet kam sie daher.

Erstrocken fuhr sie auf, als sie plötzlich die Gruppe am Gittertor wahrte. „Was gibt's denn? Warum steht ihr hier?“ Berwirth sah sie sich um.

„Du irr's doch schon so spät geworden —“ hub Auguste an.

„Ich gehe nicht mehr. Nein, nein. Kommen Sie ins Haus, Guste.“

Als Otti die Haustür öffnete, faßte sich das Mädchen Mut und sagte, einen vertraulich-geheimnisvollen Ton anschlagend: „Wissen gnä' Fräulein, wer da war? Der Herr Doktor Studradt.“

Hastig wandte sich Otti um. „Wo? Hier bei uns?“
„Nein, draußen. Grad wie Sie 'rüberliefen, kam er die Straße daher und ging Ihnen nach. Und dann blieb er die ganze Zeit zwischen dem Tor und dem Haus drüben. Sie wären direkt an ihm vorbeigelaufen, sagt der Prollius.“

Sie waren beide in den Flur eingetreten. Da Auguste die Tür hinter sich ins Schloß fallen ließ, standen sie im Dunkeln. Ein paar Sekunden lang rührte sich Otti nicht. Keines sah die Umrisse des andern. Endlich hatte das Mädchen den Druckknopf der elektrischen Leitung gefunden. Als das Licht aufblitzte, bemerkte Auguste: ihre Herrin war totenblaß geworden.

„Ich brauche nichts mehr, Guste. Sie können zu Bett gehen.“

Otti bemühte sich, das ganz ruhig zu sagen. Aber ihre Stimme zitterte. Rasch trat sie dann in die Wohnung ein und schloß die Tür hinter sich. Da darauf keine Schritte zu hören waren, mußte Auguste annehmen, daß ihr Fräulein drinnen im Dunkeln an der Tür stehen geblieben war. Sie konnte sich das seltsame Wesen ihrer jungen Herrin heute abend gar nicht erklären.

*

In der Sitzung der Klubverbände war es gleich zu Beginn sehr stürmisch zugegangen. Einer der Hamburger Vertreter hatte es im Auftrag mehrerer anderer Firmen übernommen, die Art von Reklame, die von Lebeau & Studradt getrieben wurde, einer scharfen Beleuchtung zu unterziehen. Ausländische Klubvorstände hätten wegen gewisser marktstreuerischen Geschäftszirkulare, die Lebeau & Studradt in ungezählten Tausenden verbreiteten, eine Beteiligung am Rennen abgelehnt.

Eine einheitliche Organisation bestand noch nicht. So kam es an diesem Abend weder zu einer ernstern Untersuchung noch zu einem scharfen Schiedspruch. Sondern es geschah, was die Unbeteiligten sofort gefürchtet hatten: es trat nur eine Verwirrung ein, die die Kräfte des Verbands gleich zu Beginn zu zersplittern drohte.

Stuckradt hatte bei weitem nicht alle Maßnahmen genehmigt, womit sein Kompagnon die Beziehungen der Firma zu erweitern beflissen war. Lebeau war immer in der Höhe hinter der Ausnutzung irgend eines neu auftauchenden Vorteils her. Als es vor wenigen Monaten zum Konkurs der „Ideal“ gekommen war, einer der Gesellschaften, für deren Hauptinhaber Lebeau galt, waren in Stuckradt ernste Skrupel aufgestiegen. Heute aber wollte er seinem Kompagnon doch sofort zur Seite springen, um die Angriffe abzuwehren. Sie richteten sich ja nicht allein gegen die Firma, die ihren Namen trug, sondern auch gegen ihre Person.

Die peinliche Verhandlung wurde indessen durch das Eingreifen eines ehemaligen Marineoffiziers abgebrochen, bevor er zu Worte gelangen konnte. Der Redner erinnerte daran, daß die Vereinigung nicht nur sportlichen, sondern auch nationalen Zwecken zu dienen berufen sei. Als oberster Leitsatz müsse da sämtlichen Mitgliedern des neuen Bundes vor Augen schweben: unter allen Umständen die Einigkeit vor dem Ausland zu wahren.

Die Rede war von starker Wirkung. Lebhafter Beifall ward darauf laut.

Auch Lebeau klatschte mit. Naßglatt wie stets wußte er die Situation für sich auszunützen: als der Redner abtrat, drückte er ihm die Hand und dankte ihm mit warmen Worten.

Der Angriff schien damit abgeschlagen.

Stuckradt überwand es aber nicht so schnell.

Nach der kurzen Pause — während in Sitzungsstube die Protokolle verlesen wurden — hatte er in der kleinen Bibliothek, die inzwischen von den Gästen wieder geräumt war, eine heftige Aussprache mit seinem Kompagnon.

„Wenn Sie sich das bieten lassen wollen, Lebeau, so wundere mich das sehr. Ich melde noch heute abend meinen Austritt aus dem Verband an.“

„Das wäre —! Wir werden so kindisch sein, die Getränke zu spielen. Das ist hier doch keine Tanzstunde, und wir sind doch keine empfindlichen Studenten.“

„Aber so viel Bursch' lebt noch in mir, daß ich mir nicht ungestraft ins Gesicht schlagen lasse.“

Lebeau zuckte die Achsel. „Ich habe die vielbesungene Poesie Ihres Studententums nie kennen gelernt, lieber Stuckradt. Für Paulbuden und Ehrengerichte hab' ich nichts übrig.“

„Aber es gibt Ehrbegriffe, an denen wir festhalten

müssen.“ Stuckradt stampfte mit dem Fuße auf. „Nachen Sie nicht, Lebeau, es ist mir furchtbar ernst!“

„Wenn unsereiner jeden Augenblick Skrupel haben wollte, so wäre das ein Luxus.“

„Skrupel haben Sie allerdings nie gehabt. Bei der Affäre der ‚Ideal‘ schon gar nicht. Aber der Firma Lebeau & Stuckradt gehört nicht nur mein Geld, sondern auch mein Name. Und da werde ich so eine Schiebung nicht dulden, wie sie dort drüben vorgekommen ist. Denn das war eine Schiebung!“

„Bitte sehr, daran trag’ ich absolut keine Schuld, bester Freund! Oder was kann ich dafür, daß die Sache dort so unglücklich verlaufen ist? Wollen Sie mir das gefälligst beweisen?“

„Ja, ja, ich weiß, Sie schreiben jetzt die ganze Verantwortung Ihrem Vater und Frau Heimb zu.“ Stuckradt preßte nervös den Kopf zwischen die Hände. „Ich will auch gar nicht weiter der Sache nachspüren. Schändlich — einfach schändlich — Sie und Ihr Vater haben jedenfalls Ihr Geld gerettet — Frau Heimb auch — und die Leidtragenden waren bloß die Lieferanten.“

„Sie hätten wohl ebenso wie die liebenswürdige Frau Heimb gewünscht, daß ich der Hereingefallene bin? Ich verstehe Sie nicht. Frau Heimb ist mir spinnefeind ... Wie sie intrigiert, das haben Sie ja bei der Kapitalkündigung gesehen. Die Person ist zu allem fähig, zu allem. Da soll man sich nicht beizeiten vorsehen?“

„Ich mußte es Ihnen endlich einmal wieder sagen: in dem Stil geht’s nicht weiter. Sie nehmen das alles auf die leichte Achsel. Aber mir ist’s bitterernst.“

„Weiß ich. Ihnen ist das ganze Leben bitterernst.“
„Es war nicht immer so. Ich war der fröhlichste, sorgloseste Mensch. Leben und leben lassen, so hieß es bei mir. Und meine Arbeit war meine größte Freude. Schaffen können, rastlos, immer neuen Zielen zu. Aber seitdem ich mich in diese schreckliche Firma hab’ einspannen lassen ... Sie haben mir alles Vertrauen zur Welt genommen, Lebeau, Sie haben mir die ganze Befriedigung an der eigenen Arbeit geraubt. Sie haben mich Schritt für Schritt auf einen Boden gebracht, der — der schwankt — der unsicher ist. ... Ach, es ist ja, als ob man über einen Sumpf hinschritte!“

Die Thür zum Wintergarten war soeben von ein paar Damen geöffnet worden, die nachsehen wollten, wer hier sprach. Lebeau winkte seinem Kompagnon sofort beschwich-

tigend zu, schloß behutsam die Tür wieder und sagte halblaut: „Alles hat eine Grenze, lieber Freund. Sie sind heute abend directionslos. Ich habe Wichtigeres zu tun. Wenn drüben über die Nennungen verhandelt wird, muß einer von uns dabei sein. Geben Sie sich Ihrer Kagenjammerstimmung also gefälligst alleine hin. Die Zeit ist mir zu kostbar. Ihnen sollte sie übrigens auch zu kostbar sein. Es könnten neue Angriffe kommen, und dann müssen wir auf dem Posten und gewappnet sein. Also lassen Sie das Theater.“

Stuckradt erwiderte darauf nicht, er warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu und verließ die Bibliothek.

Im Augenblick, als er jenseits des kleinen Ganges in den großen Sitzungsaal eintreten wollte, aus dem das Stimmengewirr der starkbesuchten Versammlung herausdrang, fühlte er die Hand Lebeaus, der ihm hastig nachgekommen war und ihn halblaut anrief, auf seiner Schulter.

„Ich sehe eben: im Wintergarten ist Frau Olfers,“ raunte Lebeau ihm zu. „Wollen wir sie nicht rasch noch begrüßen? Sie wissen, wie leicht sie gekränkt ist — und wir müssen sie bei guter Stimmung erhalten — vielleicht bringen wir sie dann doch noch dazu, daß sie uns das Geld läßt . . . sie hat nun einmal viel für Sie übrig.“

„Schweigen Sie mir davon!“ unterbrach ihn Stuckradt geradezu wütend. „Solche Dinge mögen Sie verquiden — ich tu's nicht!“

„Weil Sie ein Kind sind, lieber Freund, wirklich ein ganz naives Kind. Und außerdem ein Erzphilister.“ Lebeau lachte. „Aber man darf Ihnen heute nicht böse sein. Es ist Ihnen irgend etwas quer gegangen. Na, ich will nicht indiskret sein. . . . Aber ich soll Frau Olfers doch grüßen von Ihnen, wie?“

Stuckradt riß sich los von ihm. „Lassen Sie mich! Ich ertrage Sie heute nicht. Tun Sie, was Sie wollen! Aber mich lassen Sie aus dem Spiel! Ich hab' es satt — bis da oben hin!“

Ein paar Sekunden sah Lebeau ihm überlegen lächelnd nach, wie er davonstürmte, dann wandte er sich auf dem Absatz um, leicht vor sich hinpfeifend, und begab sich in den Wintergarten. Hier begrüßte er zunächst Frau Olfers, die mit dem letzten Nachmittagszug eingetroffen war.

Wenn Stuckradt, den die von ihm entdeckten Unklarheiten und Schiebungen Lebeaus schon in flammenden Zorn versetzten, auch nur eine Ahnung gehabt hätte von

dem Handel, der zwischen seinem Kompagnon und dem Hause Arhausen schwebte!

Er war kein Menschenkenner. Die Veränderung in Frau Eves Haltung, die ihm nach dem Empfangsabend natürlich auffiel, schob er auf eine eifersüchtige Anwandlung. Sie hatte Frau Heimb ihre Triumphe an jenem Abend nicht gegönnt. Er empfand ihre Absicht, ihn zu kränken — vielleicht auch zu strafen — gar zu deutlich. Es verletzte ihn tief, daß der Rückzug Arhausens und seiner Tochter, auf deren Kapital die Firma im Augenblick angewiesen war, gerade mit diesem Zeitpunkt zusammentraf. Er hatte seitdem das Haus am Kurfürstendam nicht mehr betreten.

Doch noch nie zuvor hatte ihn ein Angriff so erschreckt, wie der am heutigen Abend, der von der Hamburger Gruppe ausgegangen war. Die Vorstellung, daß die Zeitungen am andern Morgen darüber berichten könnten, machte ihn ganz elend.

Natürlich ward der Vorfall auch Ottilie Olfers erzählt, womöglich in noch schlechterer Beleuchtung, und er war wehrlos dagegen.

Immer wieder hatte er sich in der Versammlung umgesehen, ob etwa Camphöven anwesend wäre. Er hätte den originellen Ibsenkopf des Rechtsanwalts aus der Menge sofort heraus erkannt. Doch bis zu dem Augenblick, wo er den Saal verließ, gepeinigt von den Erörterungen, war Camphöven nicht erschienen.

Nun gedachte er der Begegnung mit Proschwitz am heutigen Nachmittag. Es nagte an ihm, daß dieser junge Mensch ein Recht haben sollte, Ottilie Olfers gegenüber in die Anklagen einzustimmen, die von der Hamburger Gruppe gegen seine Firma erhoben wurden.

Als er das Klubhaus verließ, war es ihm ganz gleichgültig, wohin er geriet. Er wollte nur seinen Jörn niederkämpfen, irgendwo, fern von dem geräuschvollen Treiben der großen Gesellschaft. Aber ein unwiderstehlicher Zwang führte ihn: als an einer der nächsten Straßenecken ein Wagen der elektrischen Bahn hielt, sprang er auf. Es war die Linie, die nach der Gegend führte, wo die Olferssche Werft lag. Eine Zigarette rauchend stand er auf der vorderen Plattform. Indem die altbekannten Bilder in der hereinbrechenden Dämmerung vor ihm auftauchten, ward es friedlicher in ihm.

Und die gewisse Weichheit, der er sich mehr und mehr überließ, je näher der Wagen der Olfers'schen Werft kam, löste einen unklaren Entschluß in ihm aus. Er wollte die Begegnung mit Proschwitz zum Vorwand nehmen, um Ottilie Olfers aufzusuchen und ihr darzustellen, daß sie in der Zurückweisung ihres Vertreters nicht etwa eine lächerliche Intrige erblicken dürfte, sondern daß es sein ehrlicher Wunsch sei, auf dem neugeschaffenen Turnplatz der Kräfte einen frisch-fröhlichen Wettkampf einzugehen. Es trieb ihn aus tiefstem Herzensgrund, trotz allem, was sie trennte, endlich wieder einmal in ihrer Nähe zu sein, ihre Stimme zu hören, ihr in die ernsten, stolzen Augen zu sehen. Das kam ihm so vor wie ein Bad der Seele. Denn der Wust der verwirrten Geldgeschäfte, die Heße der Arbeit, die widerlichen Beziehungen Lebeaus, die ihn selbst immer wieder in Verührung mit allerlei dunklen Ehrenmännern der Berliner Spekulantkreise und deren Umwelt brachten — all das hatte ihn tief herabgestimmt. Er fühlte sich unfrei, er fühlte sich besleckt, am heutigen Abend gar beschimpft.

Als er den Straßenbahnwagen verließ, war's schon Feierabend auf den Werften. Überall entließen die Tore dichte, dunkle Scharen von müden Soldaten der Arbeit. Er musterte die ernstesten Gesichter der in großen Trupps zumeist schweigend dem Heim zuwandernden Männer. Nach des Tages schwerer Last winkte den Leuten ein friedlicher Abend, eine geruhlsame Nacht. Ihm dagegen gehörte keine ruhige Stunde mehr.

Voller Behmut gedachte er früherer Gespräche mit Ottilie Olfers. Zu jener Zeit hatte ihm der Himmel noch voller Geigen geungen. Er hatte die Vorstellung belächelt, daß er sich in so kleinen Verhältnissen wie sie die Olfers'sche Werft bot, einrichten sollte. Und heute — beneidete er das junge Ding.

In der Fachpresse war ein paarmal von dem neu aufgenommenen Fabrikbetrieb der Firma Olfers & Kompanie die Rede gewesen. Der Versuch schien gelungen; die bevorstehende Ausstellung würde der Firma sicher viel nützen. Ruhig und zielbewußt gingen die Deutschen ihren Weg. — Er dagegen hatte unter dem Druck steter Geldskalamitäten auf allen Gebieten tätig sein müssen, wo gerade eine Lieferung raschen Barverkauf in Aussicht stellte. Eine gleichmäßige Produktion war dadurch un-

möglich geworden. Nur mit Zuhilfenahme mancher Nacht war es ihm gelungen, daneben noch die Vorarbeiten für seine „Sturmschwalbe“ zu erledigen: das seetüchtige Motorboot, das nun mit Olfers II um das „Goldene Schiff“ laufen sollte.

Im Begriff, den Straßendamm zu überschreiten, sah er aus dem Tor der Olfers'schen Werft eine schlanke Frauengestalt heraustreten. Es war Ottilie Olfers. Ihr Anblick überraschte ihn derart, daß er mitten auf dem Wege stehen blieb. Er wollte den Hut ziehen, sie anrufen. . . . Aber da huschte sie schon an ihm vorüber . . . eine Sekunde zögerte er, dann folgte er ihr rasch.

Doch gleich darauf bog sie in eines der Mietshäuser ein, die als weit herausgeschobene Vorposten der werden-den Großstadt dort standen.

In der halben Stunde, die er darauf wartend in der Nähe des Werfteingangs zubrachte, verlor sich allmählich die weiche Stimmung, die ihn auf der Herfahrt im Gefühl seiner Verlassenheit überfallen hatte. Mehr und mehr gewann eine kritisch abwägende Nüchternheit Macht über ihn. Er verlangte plötzlich Rechenschaft von sich: was ihn hergetrieben hatte. Und er begann über sich zu lachen, weil er keine Antwort darauf wußte.

Sein Tempo war ruhiger geworden. Mit einemmal blieb er stehen.

Eine Erinnerung tauchte in ihm auf.

Hier in diesem Hause, zwei Treppen hoch, in dem Stockwerk, hinter dessen beiden Mittelfenstern vorhin das Licht aufgesprungen war, wohnte Peter Proschwitz.

Ganz genau entsann er sich, daß Frau Eve ihre Stieftochter einmal ausgescholten hatte, weil die eines Sonntags selbst hinüberggesprungen war, um dem jungen Mann irgend etwas von ihrem Vater auszurichten. Sie hätte doch das Mädchen schicken sollen, oder Prollius, meinte Frau Eve. „Dann hätt's ihn aber nicht so gefreut!“ gab Ottilie damals zurück.

Und was nach dieser an sich unwesentlichen Erinnerung in seinem Innern vorging, beobachtete Studradt mit einer kühlen Selbstironie, über deren Berechtigung er sich später keine Rechenschaft zu geben wußte.

Was weich und sehnsüchtig sich in ihm geregt hatte, fand er jetzt knabenhaft und töricht. Sein ganzer Ausflug hierher erschien ihm als die Verirrung einer krankhaften Laune.

Noch einmal warf er einen Blick nach den Fenstern da oben. Dann stampfte er verdrossen auf — und ging.

Mehrmals überholten ihn Straßenbahnwagen. Auch eine Droschke fuhr an ihm vorbei. Er zog das Gehen vor. An dem festlichen Empfang im Klubhaus teilzunehmen hatte er nicht die geringste Lust. Noch weniger verlangte es ihn nach einem Zusammensein mit Lebeau. Sicher hatte der mit Frau Dfers und Arhausem eine Verabredung für den Abend getroffen. Wer Geld besaß, durfte Lebeau schlecht behandeln, ohne daß er's lange nachtrug; galt es seinen Vorteil, so kam er immer wieder und suchte sich einzuschmeicheln. In den meisten Fällen gelang es ihm ja; gewiß auch heute abend bei Frau Eve.

Im Hotel herrschte reges Leben bis spät in die Nacht. Stuckradt traf aber keine Bekannten unter den Gästen, als er seine Abendmahlzeit nahm. Das war ihm lieb, denn er hätte heute einen schlechten Gesellschafter abgegeben.

Wohl aber war er gezwungen, ein Gespräch mit anzuhören, das am Nebentisch von einer Gruppe von Sportsleuten laut und hitzig geführt wurde: man verhandelte über die Firma Lebeau & Stuckradt. Eine Verdächtigung, die dabei fiel, wirkte auf ihn geradezu niederschmetternd.

„Die Leutchen haben sich zuerst vergewissert, in welcher Klasse sie keine Konkurrenz zu fürchten brauchen, und dann sind sie erst mit ihrer Nennung auf den Plan gerückt!“ sagte einer der Herren. Und ein anderer setzte lachend hinzu: „Sie hätten hören sollen, was Niemeher darüber erzählt — Oberleutnant Niemeher, der Schriftwart. Die einzige Nennung für seetüchtige Boote der kleinsten Klasse lag von der Firma Dfers & Kompanie vor. Kieler Firma — klein, aber leistungsfähig. Und was taten die Berliner? Noch kurz vor der Sitzung erklärten sie, sie würden Einspruch erheben — irgend ein äußerer Vorwand, Sie können sich ja denken — na, aber den Dfers'schen ging das gegen den Strich, sie dankten und zogen ab. Und Lebeau & Stuckradt stehen nun groß da als Herren der Situation. Echt, was? ... Aber es wird Zeit aufzubrechen. Um zehn Uhr ist Illumination drüben und Promenadenkonzert.“

Stuckradt blieb einsam in seiner Ecke zurück, mit sich hadernnd. Wie im Publikum über die Angelegenheit geurteilt wurde, wußte er jetzt. Und er war mit gebundenen Händen Lebeau ausgeliefert. Der größte Teil seines Vermögens steckte ja in der Firma.

Aber in dieser einsamen Stunde faßte er einen großen, befreienden Entschluß. Er gedachte Lebeau zu zwingen, in die Auflösung der Firma zu willigen. Bis jetzt stand nur sein Geld auf dem Spiel — aber bald war vielleicht auch sein Name, war seine Ehre preisgegeben.

Er verbrachte eine unruhige Nacht. Nach allen Seiten überlegte er die Rechtsmittel, die ihm blieben, um von Lebeau loszukommen.

Als er am andern Morgen eben sein Hotelzimmer verlassen wollte, begegnete ihm der Listpage, der ihm ein mit Bleistift geschriebenes Briefchen übergab. Von seinem Kompagnon. Hastig überslog er die Zeilen. „Wo stecken Sie gestern abend? Ich habe einen großen Erfolg zu verzeichnen. Frau D. will uns mit achtzig Mille beibringen. Damit sind wir aus allen Schwierigkeiten heraus. Ich komme um sechs Uhr aus Hamburg zurück, habe dort um ein Uhr auf der Börse wichtige Verhandlung. Versäumen Sie die Sitzung um elf Uhr im Klubhaus nicht. Und treten Sie dort energisch auf, falls wieder irgend eine Animosität sich regen sollte. Wir sind nun wieder ‚all right‘. Gruß! Ihr Charles Lebeau jun.“

Studradt mußte sofort: sein Sozjus versuchte wieder einmal eines seiner schlaun Manöver. Unmöglich schien es ihm ja nicht, daß es Lebeaus Überredungskunst gelingen sein könnte. Frau Eve, die ewig Schwankende, wieder für das Unternehmen zu erwärmen. Gewiß hatte es einigen Eindruck auf sie gemacht, daß ihr früherer Verehrer ihr auswich. Sie hoffte sich ihn aufs neue zu verbinden.

Aber Studradt wollte die Verbindung mit ihr ebensowenig wie die mit Lebeau. Sein Entschluß stand fest.

Die heutige Vormittagsitzung der Verbände war noch stärker besucht als die am Abend zuvor. Eine Reihe auswärtiger Vertreter war erst diesen Morgen eingetroffen.

Bald nach seinem Eintritt ins Klubhaus sah sich Studradt vom Schriftwart angesprochen.

„Guten Morgen, Herr Doktor. Haben Sie die Bekanntmachung am schwarzen Brett schon gelesen? Nennungen werden noch bis zwölf Uhr angenommen, dann schließen wir die Liste. Sie müssen sich jetzt also endgültig entscheiden.“

„Es scheinen seltsame Gerüchte über die Politik umzugehen, die mein Sozjus und ich angeblich befolgen, Herr Oberleutnant Niemeher,“ sagte Studradt, den jungen Mann ernst, fast drohend ins Auge fassend.

Der lächelte. „Ja, es traf sich recht eigentümlich gestern abend, daß Ihr einziger Konkurrent aus formalen Gründen nicht zugelassen werden konnte. Man machte allerlei Bemerkungen darüber, ich weiß wohl. Aber jetzt ist Ihnen ja Gelegenheit gegeben, zu beweisen, daß dies alles nur leeres Gerede war.“

„So. Es sind neue Nennungen da?“

„Eine Nennung. Wie gestern. Das kleine Panzerboot ‚Olfers II.‘“

„Olfers II. Gesteuert von wem?“

„Vom Ingenieur Proschwiz.“

Stuckradt sah ihn erstaunt an. Dem Schriftwart schien es Vergnügen zu bereiten, ihn in Spannung zu versetzen. „Was hat sich da gegen gestern verändert?“

„Sehr viel. Ingenieur Proschwiz ist heute als Besizer von ‚Olfers II.‘ gemeldet.“

„Wie geht das zu?“

„Camphöven war vorhin bei mir und meldete mir die Sache. Vor einer Stunde ist das Geschäft perfekt geworden. Das Boot gehört nicht mehr der Firma Olfers & Kompanie, sondern zu gleichen Teilen Camphöven, Fräulein Ottilie Olfers und dem Ingenieur Proschwiz.“

„Das ist ja — höchst interessant.“

„Unter diesen Umständen halten Sie Ihre Nennung also aufrecht, Herr Doktor Stuckradt?“

Es war nur ein flüchtiges Lächeln, das über die Miene Niemeyers glitt. Aber Stuckradt gewahrte es. Und er entnahm ihm: alle Welt erwartete, daß die Firma Lebeau & Stuckradt nun nach einem neuen Vorwand suchen würde, um dem Wettkampf auszuweichen.

Konnte er den fremden Mann in seine Pläne einweihen? Konnte er ihm verraten, daß er noch die Minute zuvor fest entschlossen gewesen war, sich von Lebeau zu trennen?

Die Außenstehenden wußten nichts von seinen Kämpfen. Aber sie würden in der ganzen Sportswelt und Geschäftswelt ein triumphierendes Hohngelächter anstimmen, wenn die Firma heute zurücktrat.

Also hieß es für ihn vorläufig noch: ausharren! Er mußte sich diesem Wettkampf stellen!

Mit möglichster Ruhe, trotzdem es in ihm stürmte, sagte er zum Schriftwart: „Selbstverständlich halten wir unsre Nennung aufrecht, Herr Oberleutnant Niemeyer.“

„Sehr erfreut, Herr Doktor Stuckradt. Dann darf

ich Sie wohl bitten, die Bedingungen zu unterschreiben und die Einzahlung zu besorgen.“

Eine Viertelstunde später waren die Formalitäten erledigt. Studradt hörte im Verlauf der Sitzung, in der es sehr unruhig zuzuging, mehrmals von Fremden den Namen seiner Firma nennen. Irgend ein Sportsmann in Studradts Nähe sagte überlegen lächelnd zu seinem Nachbar: „Mir soll's recht sein. Aber was wetten wir: am Renntag selber streifen die Berliner schließlich doch.“

„Sie sind berufsmäßiger Skeptiker, Verehrter!“

„Ich proponiere: ein Korb Sekt.“

„Es gilt.“

Lachend meldeten sich ein paar Zeugen, die beim Austrag der Wette dabei sein wollten, und lachend ward über die Bedingungen der Wette weiter berichtet.

Studradt biß die Zähne aufeinander. Er war wehrlos, er mußte derlei Dinge anhören, ohne Rechenschaft fordern zu können.

Rascher als ursprünglich angenommen, war die Sitzung beendet. Man hatte heute für nichts anderes Interesse als für den Ausfall der Nennungen.

Es war ein kühler, sonst aber ganz wundervoller Maitag. Wer nicht an der Erledigung der Tagesordnung persönlich Anteil nehmen mußte, promenierte auf dem langen Landungssteg, neben dem sich Duzende von Motorbooten jeder Klasse auf den kleinen Wellen wiegten. Und auch in den hübschen Anlagen am Strande herrschte reges Gesellschaftstreiben. Die hellen Frühjahrstoiletten der Damen, der flotte Sportsanzug der Herren, die meist im marineblauen Saffo und in weißen Beinkleidern steckten, die Spitzenschirme und modernen Hüte der Damen und die weißen Mützen der Jachtklubmitglieder, die von Wind, Sonne und Seeluft gebräunten Gesichter — das alles hob sich lustig von dem frischen, jungen Grün des Buschwerkes und von dem ungetrübbten Blau des Himmels und des Wassers. . . . Überall mutete die Stimmung festlich an.

Als Studradt über den Landungssteg schritt, sah er inmitten der dichten, lebhaften Schar von Spaziergängern den charakteristischen Ibsenkopf von Camphöven.

In seiner Nähe war zweifellos auch Ottilie Olfers anzutreffen. Er reckte den Kopf. Dort sah er sie — in einer Gruppe Damen und Herren. Er erkannte Camphövens Gattin.

Sein Schritt hatte sich beeilt — plötzlich stockte er.

... In Otti Olfers' Gesellschaft befand sich auch Peter Proschwitz ...

Es ging durch ihn wie ein Schlag. Sein Stolz wollte sich gegen die eifersüchtige Anwandlung auflehnen. Aber er besaß keine Herrschaft mehr über sich. Willenlos überließ er sich der Führung des Augenblicks. Er mußte Otti sehen und sprechen. Gerade heute. Gerade jetzt.

Schnurstracks hielt er auf die Gruppe zu. Die Damen und Herren waren in so lebhaftem Geplauder, daß er erst bemerkt wurde, als er dicht bei ihnen angelangt war und den Hut zum Gruße zog.

Otti zuckte zusammen, als sie ihn wahrte. Sie verlor alle Farbe. Starr blickte sie ihn an.

Das Gespräch verstummte. Camphöven erwiderte Studrads Gruß, gab ihm die Hand und stellte ihn flüchtig vor. Die meisten kannten ihn aber noch von früher her. Doch die Begrüßung blieb auf beiden Seiten förmlich. An Camphögens Seite stand Peter Proschwitz. Sein ganzes Gesicht strahlte, aus seinen offenen Seemanns-Augen blickte die helle Festesfreude. Jetzt erst huschte ein Schatten über sein Antlitz.

„Ich konnte doch nicht den Kieler Boden wieder verlassen, ohne Ihnen guten Tag zu sagen, gnädiges Fräulein!“ Studradt hielt Ottis Hand eine Sekunde lang fest. Durch die Seide des Handschuhs fühlte er die Kälte ihrer Finger.

Sie schien des festen Willens, ihre Selbstbeherrschung zu wahren. Aber es kostete sie Anstrengung — und das entging ihm nicht.

„Nun werden wir uns ja endlich im Wettkampf gegenüberstehen, Herr Doktor Studradt,“ sagte sie matt und tonlos. „Wie Sie's schon immer wollten.“

Er nickte nur. Sie erschien ihm in dieser Minute so fern und fremd ...

„Sie sind uns doch dankbar,“ fiel Camphöven mit ironischer Betonung ein, durch Ottis kühlen Ton ermuntert, „daß wir die formalen Bedenken beseitigt haben, die unsere Beteiligung verhindert hätten.“

Nun erwachte in Studradt sofort wieder der Choleriker. „Gewiß,“ sagte er kurz zu Camphöven. Dann wandte er sich an Otti: „Und ich begrüße die neue junge Firma, die sich da so überraschend schnell gebildet hat.“

„Sie begrüßen — den Feind?“ fragte Otti trozig.

„Nur den Konkurrenten, gnädiges Fräulein. Für meinen Feind halte ich Sie ja nicht.“ Da sie unter einem

tiefen Atemzug die Schulter hob, fuhr er fort, ein klein wenig wärmer: „Ich denke, wir waren einmal gute Freunde — und das kann nicht so leicht vergessen werden.“

„So dachte ich auch einmal. Aber es war eine Täuschung.“

Er übersah die Umstehenden. Sein Blick bohrte sich in den des ganz blaß gewordenen jungen Mädchens. Die andern suchten über die ihnen peinliche Situation durch ein Gespräch hinwegzukommen, aber sie merkten dabei selbst ihre Verlegenheit.

„Ich war schon gestern abend auf dem Weg zu Ihnen, um Ihnen zu zeigen, daß ich eine alte Freundschaft, die ehrlich war, nicht wegen geschäftlicher Mißverständnisse opfern möchte. Aber da traf ich Sie nicht. Ich sah Sie nur von weitem.“

Nun schlug sie den Blick groß zu ihm auf. „Ich weiß. Es war in der Stunde, wo ich mir den Beistand eines Freundes sicherte, von dem mich jetzt kein Mißverständnis mehr trennen kann.“ Und impulsiv gab sie Proschwiz die Hand.

„Ich hab' Ihnen Ihren Einspruch gestern nicht übel genommen, Herr Doktor Studradt,“ sagte Proschwiz, einen beinahe gutmütigen Ton anschlagend, „Sie waren ja ganz in Ihrem Recht. Geblieden wär' ich bei der Firma Olfers natürlich nicht unter diesen Umständen. . . . Na, aber nun ist mir Ihr scharfes Vorgehen nur zum Glück ausgeschlagen.“

Studradt sah kaum nach ihm hin, als er ihm in spöttischem Ton erwiderte: „Wie das Schicksal spielt; so sind wir also Rivalen geworden.“

Die Damen, auch Camphöven, bemerkten die unnatürliche Blässe in Ottis Gesicht. Frau Camphöven strich mütterlich besorgt über ihren Arm. „Es ist Ihnen kühl, liebes Kind,“ sagte sie. „Wir wollen hier nicht im Maiwind stehen bleiben.“

Otti dankte mit einem müden Kopfnicken. Aber sie rührte sich nicht vom Fleck. „Sie haben es nicht anders gewollt,“ sagte sie endlich zu Studradt, ohne den stummen Wink der andern zu beachten.

Wiederum standen sie ein paar Sekunden lang einander schweigend gegenüber. Und dann war es Ottilie, die sich plötzlich mit kurzem Entschluß losriß. „Ja — es ist kühl hier!“ stieß sie aus, voller Nervosität. Sie hüllte sich fröstelnd in den seidenen Schal, den Frau Camphöven ihr umgeschlungen hatte, und verabschiedete Studradt mit einem stummen, ernstern Gruß.

Er machte nicht einmal mehr den Versuch, ihr die Hand zu geben. Flüchtig grüßte er und ging.

... Abermals sah er sich mißverstanden. Nun war ihm die letzte Möglichkeit genommen, auch nur äußerlich eine Art Befehl noch aufrecht zu halten.

„Es soll also nicht sein. Sie will es nicht.“

Indem er über die leicht schwankende Brücke zum Klubhaus zurückkehrte, schalt er sich wegen seiner Wankelmütigkeit, die ihm diese Abfertigung vor allerlei Fremden — und vor Proschwitz — eingetragen hatte.

In seinen zornigen Gedanken blickte er starb vor sich in die bunte Menge auf der Terrasse, ohne die einzelnen Gestalten zu unterscheiden. Aber plötzlich zwang ihn ein unbehagliches Gefühl, den Schritt zu verlangsamen. Am Geländer der Terrasse, ihm zugewandt, stand eine auf-fallend elegant gekleidete Frau, die ihn mit dem Krim-stecher beobachtete — und zweifellos auch die Szene am Ufer mit angesehen hatte — Frau Ebe Olfers. Jetzt ließ sie das Fernglas sinken, und er blickte in ein erregtes Antlitz. Ein Ausdruck wie Haß lag darin.

Frau Ebe wartete, bis er dicht zur Terrasse herangekommen war. Er wollte mit formellem Gruß an ihr vorüber, aber sie sprach ihn an — kalt und spöttisch. „Wie es scheint, haben Sie sich in die Arbeit geteilt, Sie und Ihr Herr Sozius. Aber um mich geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich weiß jetzt Bescheid.“

Sie gab ihm keine Gelegenheit zu irgend einer Erwiderung. Zornig hatte sie sich abgewandt, noch bevor ihm die Gründe ihrer Entrüstung und der Inhalt ihrer Absage klar geworden waren.

Erst nachträglich verstand er die volle Bedeutung ihrer Worte: es war ihre Kriegserklärung an die Firma Lebeau & Studradt.

*

Die paar Festtage waren verrauscht. Für die Ausstellung und die Motorbootrennen, die im Anschluß an die Kieler Woche stattfinden sollten, war alles in die Wege geleitet. Den Festtagen folgten nun wieder saure Wochen der Arbeit. Auch für die Olferssche Werkst.

Otti war ganz „Arbeitsmotte“. Raslose Tätigkeit allein konnte sie über die unruhvollen, stetig schwankenden Stimmungen hinwegbringen. Niemand ahnte, wie's in ihr ausjah seit der letzten Begegnung mit Studradt.

Sie verschloß sich mehr denn je; sie ward ein ganz einjamer Mensch.

Auch Proschwiz sah ihr nicht ins Herz.

Ihn beherrschte seit jenem denkwürdigen Abend das Gefühl einer fast enthusiastischen Dankbarkeit. Ottilie Olfers' großmütiges Anerbieten half ihm mit einem Schlag aus seiner Zwitterstellung heraus, es hob ihn in seiner sozialen Stellung und — vor allem — es gab ihm die Möglichkeit, dem neuen Olfers'schen Werk seine ganze Kraft zu widmen, der Lieblingschöpfung seines Wohltäters.

Die neue Ordnung der Dinge fand natürlich auch einige starke Gegner. Baumeister Schrötter war geradezu erschrocken, als Ottilie Olfers ihm in aller Frühe ihren Plan vortrug. Sie hatte noch spät abends über ihre Verhandlung mit Peter Proschwiz ausführlich an Camphöven geschrieben und ihn um seinen Besuch vor Beginn der Büreaustunden gebeten. Als er auf der Werft eintraf, gab es im Kontor eine ernste Auseinandersetzung. Proschwiz verlieren — das hielt Ottilie für den größten Schlag, den die Firma jetzt erleiden könnte, darum forderte sie von den beiden Männern die bedingungslose Anerkennung ihres Abkommens.

Schrötter hielt das außerordentliche Geschenk an einen jungen Menschen wie Proschwiz geradezu für eine Gefährdung. Dabei betonte er ausdrücklich, daß er persönlich Proschwiz sehr hoch schätze — nicht nur als Arbeitskraft, sondern auch als Charakter. Dies Wort gab schließlich den Ausschlag. Camphöven sagte: „In unsrer materialistischen Zeit, lieber Schrötter, ist ein Charakter mehr wert, als die paar tausend Mark für uns rechnen. Lassen Sie also Ihre Griesgrammiene, alter Freund.“ Noch in derselben Stunde ward Proschwiz dann ins Kontor gerufen und der vorläufige Vertrag unterzeichnet.

Die wenigen Wochen bis zum Beginn der Ausstellung mußte Proschwiz fleißig ausnützen. Die äußerst schwierige Montierung des umfangreichen Motors in dem kleinen Boot interessierte dann aber auch Schrötter aufs lebhafteste. In diesen Tagen sprach man auf der ganzen Werft von nichts andrem mehr als von „Olfers II“.

Die ersten Probefahrten führte Proschwiz ganz allein aus. Und immer wieder ließ er nach der Rückkehr das originell geformte, eisengraue „Pantoffelboot“, wie es im Hafen bald hieß, mit dem Kran an Land heben und auf

dem Bootswagen, der auf Schienen lief, in die Konstruktionshalle zurückbringen.

Anfang Juni lud Proschwiz seine Gönnerin zur ersten Fahrt mit „Olfers II“ ein. Weil der fremde Ingenieur schon an Nord weilte und das kleine Boot höchstens mit drei Personen belastet werden sollte, mußte Drygalski zurückbleiben. Das verdroß ihn sehr, und er zeigte sich von Stund an ziemlich unfreundlich gegen Proschwiz.

In seinem Feuereifer hatte Proschwiz kein Auge dafür; auch Otta überjah die trotzige Haltung des Chefmonteurs. Es kam dann aber nach der Abreise des Vertreters der Motorfabrik zu fortgesetzten kleinen Reibereien, die Otta nicht so leicht schlichten konnte.

Die Probefahrten fanden zunächst nur bei ruhigem Wetter statt; es hatte ein für die Festlandbewohner geradezu ideales Frühsommerwetter eingesetzt. Vielleicht war es für diese Jahreszeit schon unnatürlich heiß. Zwei Wochen hintereinander hatte man von früh bis spät einen italienisch blauen Himmel, dabei linden Landwind. Auch bei der Eröffnung der Ausstellung herrschte womögliches Sommerwetter. „Olfers I“, das Fabrikboot der Firma, hatte in drei funkelneuen Exemplaren in einer besonderen Reihe Aufstellung gefunden. Der Platz ward von Besuchern nicht leer. Natürlich kamen auch die zahlreichen Freunde und Bekannten von Campböven, um sich den neuen Typ erklären zu lassen. Drygalski besorgte das, denn Proschwiz war nicht abkömmlich. Otta konnte sich nur ein paar mal ein Stündchen abmüßigen, um sich den Betrieb in der großen Ausstellungshalle anzusehen. Die Probefahrten von „Olfers II“, die Proschwiz in diesen letzten Tagen vor der Entscheidung immer weiter ausdehnte, nahmen sie fortgesetzt in Anspruch, und es gab bei jeder „Panne“ draußen auf dem Wasser nervenangreifende Aufregungen. Da Drygalski durch den Dienst in der Ausstellungshalle abgehalten wurde — häufig auch andre, wichtigere Arbeiten vorschickte — mußte Proschwiz einen jüngeren Monteur mit der Maschine vertraut machen. Der begleitete sie auf mehreren solchen Fahrten. Häufiger aber fuhren sie ganz allein hinaus, und Otta bereitete es dann eine stolze Freude, ihre Kenntnisse praktisch zu erproben. Längst war sie über alle technischen Dinge gründlich unterrichtet, sie kannte das äußere und innere Boot, den schnelllaufenden Explosionsmotor, die

Schraube, alle Einzelheiten der Konstruktion und der Maschinenarbeit aufs genaueste. Unter Proschwitz' Anleitung hatte sie sich in den letzten Wochen auch in der Kunst der Steuerung noch weiter ausgebildet, worin ihr Freund bei allen Kennern des Sports für einen Meister galt. Ihre leichte Hand, ihr gutes Auge, ihr persönlicher Mut machten sie für die schwierige und nicht ungefährliche Kunst geeignet. In dieser anstrengenden Übungszeit lernte sie auch ihre Nerven stählen — sie errang sich die in Augenblicken plötzlicher Entscheidung notwendige Kaltblütigkeit. Daß Ottilie an Bord von „Ulser's II“ an dessen Ehrentag mitstatten werde, stand erst zwischen ihnen beiden fest.

Ottilie schwieg darüber gegen Campböven und Schrötter — und besonders gegen deren Damen, die sie gar zu gern bevormundeten.

Es war am Vorabend der Preisverteilung für die Ausstellung. Ganz Kiel prangte im Festschmuck. Kaiserliches Wohlwollen hatte dafür gesorgt, daß die unzähligen Landratten, die zu den festlichen Veranstaltungen der „Woche“ ans Gestade der blauen Förde gekommen waren, schöne Marinebilder bewundern konnten. Von früh bis spät waren Touristenboote unterwegs, deren festlich gestimmte Besatzung an Bord der verschiedenen, für die Besichtigung zugänglich gemachten Kriegsschiffe gastlich empfangen wurde. Berühmte Segeljachten, denen die Hauptkämpfe der ersten Tage galten, wurden mit ehrfürchtigem Staunen gezeigt. Eine Illumination der im Hafen verankerten Schiffsriesen bildete abends das Schlußbild der maritimen Schaufläche.

An Bord seines eleganten Kreuzers, dessen Deckaufbau durch die großen Spiegelscheiben, das blankpolierte Holz und die blauen Samtkissen wie ein Staatsgemach wirkte, führte Campböven verschiedene auswärtige Gäste im Hafen spazieren. Natürlich hatte sein Haus, gleich denen der meisten Kieler, Logierbesuch aus dem Reich erhalten. Er war bester Stimmung, denn bei den verschiedenen Vorbesichtigungen war es ihm schon zu ziemlicher Gewißheit geworden, daß dem von der Firma ausgestellten Fabrikboot „Ulser's I“ ein erster Preis zuerkannt werden würde. Eine geradezu feierliche Freude machte Ottilies dunkelbraune Augen erglänzen, als sie aus Campbövens Mund hörte, was ihm vertraulich über die Gespräche der Herren von der Jury berichtet worden war.

Als es dunkel ward, suchte man sich in dem Gewirr der Motorboote, Schaluppen, Barkassen, Pinassen und Ruderboote einen möglichst ungefährdeten Schauplatz für die Befichtigung der Illumination und des Feuerwerks aus. Die fröhliche kleine Gesellschaft grupperte sich in dem von elektrischem Licht blendend erleuchteten Deckaufbau an der inzwischen fertig gedeckten, mit Blumen geschmückten Tafel. Während man hier den Abendtee nahm, sprangen rundum die Lichter auf. Ketten von Glühbirnen bezeichneten die Umrisse der Schiffskolosse. Da und dort begannen auch schon die Scheinwerfer ihr Spiel. Matrosenkapellen setzten mit Märschen und Tänzen ein. Von Boot zu Boot gab man Grüße weiter. Die Stimmung war überall festlich und harmonisch. Auch an Bord des Camphövenschen kleinen Kreuzers stieß man mit den Setkfelchen auf den guten Ausgang der „Woche“ an.

Besuche kamen und gingen. Zuweilen ward das Ruderboot oder Motorboot der Gäste nur längsseit gebracht, und man hielt von Bord zu Bord ein fröhliches Plauder Viertelstündchen ab, zuweilen kam auch ein Besucher an Deck des Kreuzers, und das Schwanken des Bootes rief dann jedesmal bei den Damen einen ängstlichen Protest hervor.

Die Mehrzahl der Gäste kannte Otti flüchtig. Sie hatte sich aus der glänzend erleuchteten Deckajüte nach dem im Dunkel liegenden Heck des Kreuzers zurückgezogen, um von da aus das poetische Bild des Hafens mit seinen schönen Lichteffecten in aller Ungestörtheit zu genießen. Lebhaft begrüßt war soeben Herr von Molde an Bord gekommen. Er machte auf seinem kleinen Seelenverkäufer eine Besuchsfahrt im Hafen und meldete sich bei der Mehrzahl seiner Bekannten von seinem Berliner Kommando zurück. Der junge Marineoffizier ward sofort Mittelpunkt. Aber Otti verließ ihren Platz seinetwegen nicht. Da hörte sie plötzlich aus der Ecke der Deckajüte, wo Herr von Molde saß, den Namen Olfers nennen. Sie erkannte die Stimme von Frau Camphöven. Zuerst glaubte sie, es sei von den Booten der Firma die Rede. Aber das Gespräch des Paares hatte unversehens eine andre Richtung eingeschlagen.

Von jeher hatte zwischen Frau Camphöven und Frau Eve Olfers eine starke Spannung bestanden. Sie mußte Otti außer Hörweite vermuten, denn als jetzt ein Boot mit Bekannten heranlam und alles zur Begrüßung auf-

stand, hielt sie den Gast fest, um von ihm Näheres über die junge Wittve zu erfahren.

Molde fühlte sich in seinem Fahrwasser: unter gedämpften Lachen, mehrmals übertreibend, schilderte er den Empfangsabend in Berlin, den letzten, den er bei Frau Eve Olfers mitgemacht hatte. Auch die Exzellenzen von Jesca hatten den Verkehr mit der jungen Frau aufgegeben — das Benehmen von Frau Heim an jenem Abend, überhaupt das Auftauchen von allerlei dunklen Existenzen wie zum Beispiel Herrn Lebeau junior, hatte ihr Haus in ein bedenkliches Licht gerückt.

Mehrmals wollte Ottilie aufstehen und sich dem Paare zeigen. Aber das Gespräch der beiden wandte sich nun der Firma Lebeau & Stuckradt zu — und da zwang sie's, sitzen zu bleiben und alles mit anzuhören.

Molde zündete sich eine Zigarette an. Zwischen den einzelnen Zügen sagte er: „Ich wundere mich nur, daß den beiden Herren jetzt nicht ganz energisch von unsern Klubvorständen hier zu Leibe gerückt wird. Graf Grote sagte vorhin: wenn auch nur der zehnte Teil von dem wahr wäre, was man sich Anfang dieser Woche auf der Berliner Börse erzählt haben soll, so wär's höchste Zeit für eine reinliche Scheidung. Wie ist es möglich, daß die Herren noch hier Boote laufen lassen, trotzdem ihnen kaum der Hut auf dem Kopfe mehr gehört?“

Daran anknüpfend, wußte der Gast, der nun wieder ins Lachen kam, noch ein paar lustige Stücklein von Lebeau zum besten zu geben. Mehrere seiner Unternehmungen standen bereits unter gerichtlicher Zwangsverwaltung, die von den Gläubigern eingesetzt war. „Denken Sie sich, man sagt, er hätte auf Grund eines Gerichtsbeschlusses in der vorigen Woche den Offenbarungseid leisten müssen — und dazu wäre er in einem feudalen Privatauto vorgefahren!“

„Aber das ist doch unmöglich!“ warf Frau Campöhöven ein.

„Bei Herrn Lebeau ist nichts unmöglich. Natürlich gehörte das schöne Auto seit ein paar Tagen dem Namen nach nicht mehr ihm, sondern irgend einer der Gesellschaften, mit denen er ‚Kapruische‘ macht. In den sauberen Firmen sitzt ja sein edler Herr Papa — oder sonst ein Finanzgenie, das zu so pssifigen Schachzügen jederzeit bereit ist.“

„Toll! Einfach toll! Das müssen Sie hernach auch meinem Mann erzählen!“

Aus der Gruppe, die hachbords stand und zu den Jassen einer mit Lampions beleuchteten Barkasse sprach, wandte sich soeben Camphöven dem Paare zu, das allein in der Deckajüte zurückgeblieben war.

„Ja, ich komme, ich komme!“ rief Frau Camphöven. Ihr Blick schweifte wieder suchend über die beiden Gruppen. Offenbar vermischte sie Ottilie. Sie hatte sich gleichzeitig mit Herrn von Molde erhoben, blieb aber noch an der Tafel mit ihm stehen. „Das ist mir alles riesig interessant. Im Mai war Studrath ja hier — ich sah ihn flüchtig — und Fräulein Difers, der Schützling meines Mannes, hat ihn da böß abfallen lassen . . .“

Herr von Molde lachte. „Na — in Berlin erzählte man schöne Dinge von dem Kieler Ausflug. Der Gerichtsvollzieher war da mit einem wahren Rattenkönig von ausgeklagten Forderungen hinter den beiden her — das Wasser ging ihnen bis an den Hals — und nun hieß es, schleunigst sich durch eine gute Partie retten . . .“ Er brach ab, seinen Sektfech vom Tisch aufnehmend, da ihm vom andern Boote zugetrunken wurde. „Pardon, gnädige Frau! — Profit, profit!“

„O bitte, bitte, erzählen Sie doch, das interessiert mich ja brennend! Und es ist zu einer Verlobung gekommen?“

Berstreut sah sich der Gast um: es drängte ihn schon weiter. „Höchst wahrscheinlich. Oder sie steht nahe bevor. Vielleicht würfeln sie erst noch darum, wer von ihnen ins Joch muß. Genaueres weiß ich nicht . . .“

„Aber um welche Dame sich's handelt, das wissen Sie doch . . . nein, so kommen Sie nicht davon. Sie müssen mir zuvor sagen . . .“

„Raten Sie's nicht, gnädige Frau? . . . Na, ganz einfach: Frau Eve Difers.“ Er lachte. „Es muß doch eine Finanzkraft sein, die noch Reserven hinter sich hat. . . . Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich muß nach meinem Bootchen sehen, die Barkasse da drüben arbeitet so unheimlich. . .“

„Sie kommen doch morgen zum Ausstellungsbüdiner, Herr von Molde? Mein Mann hat Plätze belegt.“

Er sagte zu und küßte ihr die Hand, indem sie aus der Thür traten. Als er dann endlich unter allseitiger lustiger Begrüßung von Bord gegangen war, konnte es Frau Camphöven kaum erwarten, mit ihrem Gatten über das

Gehörte zu sprechen. Aber plötzlich traf ihr Blick da Ottis Gestalt, die unbeweglich im Dunkel des Hecks verharrte.

„Otti — Kind — hier sind Sie?!“

Sofort war ihr klar, daß das junge Ding ihre Unterhaltung mit dem Kapitänlieutenant gehört haben mußte.

Ein paar Sekunden schwieg Otti. Dann holte sie tief Atem und sagte zögernd: „Ob wohl Herr von Molde Beweise hat —?“

„Was für Beweise, Kind? Wofür?“

„Nun, daß Doktor Studradt sich an diesen — diesen Betrügereien beteiligt hat?“

Frau Camphöven musterte sie mit ängstlichem Ausdruck. „Otti, ich will doch nicht hoffen . . .“ Sie erfaßte ihre beiden Hände und zog sie an sich. Ihren Ton noch mehr dämpfend, fuhr sie fort: „Liebste Kind, ich dachte, das wäre längst aus und vorbei. . . Aber das ist ja schrecklich, Otti! Sie werden sich doch um einen solchen Menschen . . .“

„Nicht häßliche Worte sagen — bitte, bitte!“ fiel Otti hastig, aber ganz tonlos ein. Ihre Augen waren groß geöffnet, ihre Lippen schienen ganz blutleer. Mit einem gewaltigen Entschluß suchte sie sich freizumachen. „Sprechen wir nicht mehr davon. Es war nur so — im ersten Schreck — daß ich mich gehen ließ. Nun werd' ich's ja wieder überwinden.“ Damit drückte sie flüchtig die beiden Hände, die Frau Camphöven ihr mütterlich teilnahmsvoll hinhielt, und mischte sich unter die Gruppe der Gäste.

Aber Frau Camphöven behielt sie den Rest des Abends fortgesetzt im Auge. Und in wirklicher Sorge um ihren jungen Schützling sprach sie sich auf dem Heimweg zu ihrem Manne aus.

Der war nicht weniger überrascht. Er hatte über Studradt am heutigen Abend geradezu vernichtende Urteile gehört. „Es wäre ja ein wahres Unglück,“ sagte er, „wenn sie sich von dieser Verirrung nicht freimachen könnte. Ich werde nächster Tage ernstlich mit ihr darüber sprechen.“

Dazu kam es zunächst aber nicht; andre Dinge rückten in den Vordergrund des Interesses.

Am nächsten Vormittag erfolgte der Spruch der Jury; „Olfers I“ war unter den Prämierten der ersten Klasse. Camphöven wollte Otti Olfers das erfreuliche Ergebnis sogleich am Telephon mitteilen, sie weilte indessen nicht auf dem Kontor, und er mußte warten, bis sie von der Werkst. herübergerufen ward.

Aus dem Apparat hörte er dann aufgeregtes Durcheinanderreden. Und endlich trat Schrötter ans Telephon und meldete ihm, was geschehen war. Beim Transport des neuen kleinen Rennbootes, das heute die letzte Probefahrt vor dem Entscheidungskampf hatte bestehen sollen, war eine der Ketten gerissen, und das Vordertheil des Schiffes war aus anderthalb Meter Höhe dem besorgt hinzuspringenden Peter Proschwitz aufs linke Bein gefallen. Nach dem Arzt war schon gerufen. Man wußte aber im Augenblick nicht, ob die Verletzung schwerere Folgen nach sich ziehen würde. Schrötter fürchtete, daß dem Armsten die Knie Scheibe zerschmettert sei. Anrühren durfte man ihn nicht; die Schmerzen, die er auszustehen hatte, waren zu groß.

Raum eine halbe Stunde später traf Camphöven bereits auf der Werft ein. Inzwischen war Proschwitz nach dem Elisabeth-Krankenhaus geschafft worden. Schrötter und Ottilie Olfers hatten den Transport begleitet. Der einzige Augenzeuge des Unfalls war der Monteur Braumann. Der war noch ganz aufgelöst von dem großen Schreck. Sein Hauptkummer war der: daß „Olfers II“ nun aus dem Rennen ausscheiden mußte, da der Führer fehlte.

Camphöven fuhr sofort nach dem Krankenhaus.

Als Ottilie Olfers, die in Schrötters Begleitung soeben das Sprechzimmer des Chefarztes verließ, Camphöven erblickte, ließen ihre Nerven plötzlich nach, und sie brach in Schluchzen aus.

„Na, mein Mädel,“ suchte Camphöven sie zu trösten, „meine tapfere Ottilie! Sie müssen sich der Sache nicht so hingeben! Er ist ja ein halber Seemann — hat die Gefahren nie gescheut — und muß nun dem Schicksal einen ganzen Mann stellen!“

Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die schwimmenden Augen. „Der Arzt sagt — er wäre zum Krüppel geschlagen.“

Auf der gemeinsamen Fahrt zur Werft ließ sich Camphöven noch einmal alle Einzelheiten des Vorgangs berichten. Er suchte Ottilie dann zu trösten. Aber Schrötter sah auch recht schwarz. Als er nachher bei Camphöven allein war, vertraute er ihm an, was der Chefarzt ihm unter vier Augen gesagt hatte: daß der Armste je wieder das linke Knie werde richtig gebrauchen können, sei kaum zu erhoffen.

„Das Rennen von ‚Olfers II‘ muß da natürlich aufgegeben werden!“ sagte Camphöven seufzend.

„Natürlich.“ Schrötter wandte sich hastig nach Otti um, die im Begriff stand, ins Haus einzutreten, und raunte ihm halblaut zu: „Aber schweigen wir davon vor ihr. Sie hat ja für nichts andres mehr gelebt als für die eine Idee. Wir werden noch schwere Tage mit ihr haben.“

Als Camphöven die Werft verließ, sagte er, innerlich kochend, zu Schrötter: „Mich könnte es auch auffässig machen gegen das Schicksal. Wahrhaftig. ‚Olfers II‘ hatte den Sieg bombensicher. Nun muß so etwas passieren. ... Das ist Wasser auf die Mühlen von Lebeau & Stuckradt. Die stehen nun wieder groß da. Es ist, um auf die Bäume zu klettern. Pöschwerebrett.“ Er hatte den Hut gezogen und fuhr sich durch sein borstig in die Höhe stehendes blondes Haar.

Schrötter nickte. „Das kommt zu Ottis Verzweiflung eben auch noch hinzu: sie wollte den Triumph über Stuckradt — und nun hat ihr der blinde Zufall solch einen dummen, plumpen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie haßt ihn, sag’ ich Ihnen. Ich hätt’s gar nicht für möglich gehalten, daß das Mädcl einer solchen Leidenschaft fähig ist.“

„Ja — ist es wirklich Haß?“ fragte Camphöven, indem er am Tor stehen blieb und zum Wohnhaus zurück sah. „Meine Frau meinte gestern das Gegenteil. Vielmehr: sie fürchtete es. Und ich fürchtete mit.“

„Sie dachten ... nein, bester Freund, sagen Sie im Ernst ... Sie dachten, sie hätte für den Menschen auch nur das geringste noch übrig?“

„Allerdings. Eine tiefe, verhängnisvolle Liebe.“

„Ich bitte Sie —! Nein, wären Sie vorhin dabei gewesen. ... Ich sag’ Ihnen, sie hat nicht nur aus Mitleid mit Proschwiz geweint; viel mehr noch aus Zorn, aus Verzweiflung darüber, daß ihr der Triumph über den verhaßten Konkurrenten unmöglich gemacht ist.“

Camphöven zuckte die Achsel. „Donna è mobile. Und Haß und Liebe zeigen bei den Frauen äußerlich oft dasselbe Gesicht.“

Nachdenklich starrte Schrötter nach dem Haus zurück. „Es wäre furchtbar, wenn Sie recht hätten.“

Da Otti soeben austauchte, trennten sie sich. Beide in schwerer Sorge um ihren Schützling.

*

Die ganze Zone vom Startdampfer an der Alt-Heidenborf gegenüber auf der Dinnensförde verankert war, bis

zum Leuchtturm von Friedrichsort hin war von Hunderten von Dampfern, Dampfspinassen, Motorbooten, Ruder- und Segelbooten belebt. Die schaulustigen Landratten, die nicht über eigene Boote verfügten, hatten an Bord der Begleiddampfer Platz gefunden, die von den Kieler Dampfergesellschaften zur Beobachtung des Starts auf die Förde geschickt worden waren. Die dienstfreien Marineoffiziere nahmen mit ihren Damen auf den Kriegsschiffspinassen an der sportlichen Veranstaltung teil. Eine kaiserliche Dampfplanch führte die Prinzen zum Startplatz. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien der „Meteor“ mit dem Kaiser an Bord, um der Motorbootregatta beizuwohnen. Die Kriegsschiffbarasse, die den Polizeidienst verjah, hatte von nun an noch größere Mühe, das Gewimmel der zahllosen Boote mit den neugierigen Festgästen von der Rennstrecke fernzuhalten.

Camphövens Vergnügungskreuzer hielt sich in der Nähe des Pressebootes, das eine einflussreiche neue Sportzeitschrift für das Motorbootwesen zur Kieler Bucht entfannt hatte. Von Bekannten, die dort an Bord weilten, erhielt Camphöven die allerletzten Meldungen über die Namen der Boote und ihrer Besitzer, über die Bootmaße und die Pferdestärken der Motore.

Es war an Bord des schmucken kleinen Fahrzeugs von nichts anderem die Rede. Sämtliche Gäste Camphövens — auch Ottilie Olfers — befanden sich in starker Spannung. Über Nacht war eine frische Brise aufgekommen, der Himmel war leicht übergraut, jenseits von Friedrichsort stand eine Wolkenbank am Horizont. Wenn auch das Hauptinteresse der Sportwoche dem morgigen Rennen um den Kaiserpreis galt — der kostbare Tafelaufsatz stellte ein Schiff in kunstvoller Goldschmiedearbeit dar — so wußten die Eingeweihten doch, daß die Ergebnisse des heutigen Wettkampfs einer großen Anzahl von Motorbooten, damit den Werften, von denen sie stammten, Rang und Klasse zuerteilten.

Aber mehr als den blitzgeschwind vor sich gehenden Start bekamen die Gäste der Kreuzer und Begleiddampfer nicht zu sehen. Nachdem der Kanonenschuß an Bord des Startdampfers gefallen war, richteten sich alle Blicke erwartungsvoll auf den Mast des Dampfers; der rote Startball war auf das unterste schwarze Feld am Startmast gehißt, nach Ablauf von je einer Minute stieg er ein Feld höher, so

daß er bei Beginn der fünften Minute im Masttopp stand. Wieder fiel ein Schuß — und in der gleichen Sekunde sank der Startball wieder auf das unterste Feld hinunter.

Dies war das Signal für die erste Klasse der Rennfahrzeuge. Es befanden sich zwei Dampfmotorboote am Start, beide gegen zwanzig Meter lang und in Torpedoform gebaut. Sie setzten sich sofort nach einer schwingungsvollen Drehung in scharfe Bewegung und schnitten nach wenigen Sekunden das Visier der Richter. Weiße Schaumberge bezeichneten die Bahn. Man sah die Boote im Nu kleiner und kleiner werden — schließlich gewahrte man auf der Rennstrecke nur noch den weiß aufschäumenden Gischt — und dann lag die Förde in der Richtungslinie wieder vollkommen übersichtlich da. Auch mit den Ferngläsern waren die Umrisse der Rennboote an der Horizontlinie nicht mehr zu sichten.

Und schon verkündete ein neuer Kanonenschuß den Start der nächsten Klasse: das kurze Schauspiel wiederholte sich. Nur daß die Startenden dieser Klasse bei weitem kleiner waren, und daß das knatternde Geräusch des Auspuffs anzeigte, daß sich's diesmal um Benzinmotore handelte.

Otti stand neben einem Seefadetten, der Camphövens Gast war, oben auf dem Kajütenaufbau: trotz des Protests der andern Damen und obwohl der Kreuzer im mehr und mehr aufkommenden Wind und bei der Unruhe des Fahrwassers nicht unerheblich schwankte. Sie hielt das Goerzglas mit beiden Händen und lugte angespannt aus. In ihrem weißen Sweater, in der weißen Mütze, mit dem von Seelust und Sonne gebräunten Gesicht bot sie den zahlreichen Gästen der andern Boote ein hübsches, flottes Bild. Überall fragte man nach ihr. Den Sportkundigen war der Name Olfers wohl vertraut. Man bewunderte ihr unbekümmertes Aushalten auf dem nicht ungefährlichen Posten. „Ein echtes Seemannsmädel!“ hieß es da und dort, und mancher Kodak nahm sie zum Ziel, ohne daß sie eine Ahnung hatte. Sie war nur Aug' und Ohr für die sportlichen Vorgänge.

„Das ist ein Boot von Lebeau & Studradt!“ rief jetzt einer von den Herren vom Presseboot dem Rechtsanwalt mit dem Zbsenkopf zu.

„Die ‚Sturmschwalbe‘?“ fragte Otти sofort.

„Nein, die soll ja erst morgen laufen. Dort drüben — das kleine Tourenboot.“

Camphöven ließ das Glas nicht von den Augen.
„Stuckradt steuert selbst. Es ist Nummer 17.“

Wieder rollte der Donner eines Schusses über das Wasser. Nun startete eine neue Gruppe, darunter das Stuckradtsche Boot. Schaumberge wurden aufgewühlt — Auspuffgeknatter wurde hörbar — die weißen Gischt-spritzer verloren sich dann weit da draußen — und aber-mals schien die Rennstrecke für das unbewaffnete Auge wie reingefegt. Doch wenige hundert Meter vom Start-dampfer schaukelte ein dunkler Gegenstand ... Ein ein-ziges Boot, dessen Motor versagte ...

„Ist es Lebeau & Stuckradt?“ fragte Camphöven auf-geregt und nicht ohne Schadensfreude.

„Nein, ein Ausländer,“ gab der Seekadett vom Ober-deck zurück. „Nummer 17 geht glatt ins Zeug. Eben hat es den ‚Feuerzauber‘ mit seinen vierundzwanzig Pferde-stärken eingeholt. Der Mann am Rad weiß zu steuern. Sehen Sie bloß — jetzt. ... Wie er den Bogen um die Boje Kiel genommen hat! Was — das war schneidig!“

„Ich sehe nichts mehr,“ sagte Camphöven.

Otti hielt das Glas noch immer vor den Augen.
„Doch, doch! — Und jetzt — da draußen in der Richtung auf Boje Büll — da stoppt wieder eines. Offenbar Maschinendefekt — —“

„Wer? — Stuckradt?!“

„Nein, der nicht. Nummer 17 läuft scharf voran.“

Der Seekadett hatte das schärfste Glas; er konnte die Boote am weitesten verfolgen. „Jetzt seh' ich's wieder!“ rief er lebhaft. „Die Spitze ganz hoch ... hui, das schwant und spritzt ... Nun ist es verschwunden!“

„Der Seegang ist draußen schon recht garstig,“ meinte einer der Gäste. „Wie soll das erst morgen werden? Da geht die Fahrt doch in die offene See hinaus: an Feh-marn vorbei nach Travemünde!“

„Mit solchen Nußschalen!“ sagte Frau Camphöven kopf-schüttelnd. „Ich habe jedesmal Todesängste ausgestanden, wenn unser Fräulein Ottilie sich so weit hinausgewagt hat.“

„Auf einem fremden Boot hätte ich's auch wirklich nicht gewagt,“ rief Ottilie von oben dazwischen. „Aber ‚Olfers II‘ ist seetüchtig. Da war nichts zu fürchten.“ Sie senkte tief auf. „Ach — ich darf gar nicht an unser Mißgeschick denken!“

Es war von Proschwitz' Unfall die letzten Tage hin-durch fast stündlich die Rede gewesen. Auch am heutigen

Morgen hatten die Nachrichten aus dem Krankenhaus wenig befriedigend gelaute. Camphöven brach rasch das Thema ab und regte die Erörterung der Ausichten der einzelnen Boote an. Die fremden Damen, die dem Sport fernstanden, wurden in die Geheimnisse der Rennwerte und der Berechnungsarten, nach denen die eigentlichen Sieger zu ermitteln waren, eingeweiht.

Nur der kleinere Teil des Bootsgewimmels hatte die Binnenförde verlassen, um von den Vorgängen weiter draußen etwas zu erhaschen. Die Mehrzahl der Zuschauer benutzte die Zeit bis zur Rückkehr der ersten Rennboote zur Begrüßung von Bekannten. Auch Camphöven gab Befehl zum Wenden. Otti mußte also nebst ihrem Begleiter den lustigen Standort verlassen.

„Wir haben über eine halbe Stunde Zeit,“ sagte Frau Camphöven zu ihrem Mann. „Wie wär’s, wenn wir unsre Gäste näher zum ‚Meteor‘ führten?“

„Der Polizeidienst ist sehr scharf dort. Die Kriegsschiffbarfasse nimmt die allzu Neugierigen sofort ins Schlepptau. Aber versuchen wir’s immerhin . . .“

„Was gibt’s denn dort plötzlich für ein Gedränge?“ fiel eine der Damen ein, nach dem Presseboot zeigend.

Der Kreuzer hatte sich auf Camphövrens Befehl schon in Bewegung gesetzt, mußte aber mehrmals stoppen und ausweichen, denn von den verschiedensten Seiten hielten Barkassen und andre Fahrzeuge auf das Presseboot zu.

„Vielleicht ist ein Funkentelegramm angekommen,“ scherzte Camphöven. „Das wäre doch schneidig, wenn gleich hier auf dem Wasser ein Extrablatt mit den allerneuesten Typs ausgegeben würde, was? . . . Wir wollen mal hören!“

Von Boot zu Boot fragte man einander nach dem Grund der Aufregung. War etwa eine Unglücksbotschaft gemeldet? Das Wasser mochte draußen schon sehr unruhig sein. Oder hatte es vom „Meteor“ irgend eine Nachricht gegeben?

Otti stand jetzt hart am Bootsrand neben Frau Camphöven und blickte angespannt, fast erregt nach dem Presseboot aus. Seit dem Unfall von Proschwitz, der ihre Hoffnungen so jäh zerstört hatte, waren ihre Gesichtszüge sehr ernst geworden.

Aber über die Mienen der Bootsgäste da drüben huschte jetzt ein spöttisches Lächeln. Und unter Achselzucken rief man einander die Auskunft zu, die ein Herr des Pressebootes erteilt hatte.

„Nummer 17 scheidet aus der Konkurrenz aus. Es ist Protest eingelegt worden.“ Camphöven war der erste, der in dem immer böiger werdenden Wind die Meldung verstanden hatte. Nicht ohne Genugthuung gab er sie weiter.

„Wer hat Protest eingelegt?“ fragte Otte, für eine Sekunde den Atem anhaltend.

„Eine Berliner Firma. Motorenfabrik oder so etwas, wenn ich recht verstanden habe.“

Im Nachbarboot wurde laut gelacht. „Doktor, Doktor!“ rief ein Herr im Dreß des Yachtclubs dem Rechtsanwalt zu. „Haben Sie das gehört von Lebeau & Studradt?“

„Ich hörte. Aber wieso Protest? Mit welcher Begründung?“

Der im Nachbarboot lachte. „Es ist ja überwältigend komisch. Nach all dem Trara und Reklamegeschrei, das die Herren gemacht haben . . .“

„So sagen Sie doch!“ drängte Camphöven. „Was liegt vor?“

„In der Ausstellungshalle ist vorhin der Gerichtsvollzieher erschienen und hat die Boote von Lebeau & Studradt mit Beschlagnahme belegt!“

„Das wäre —! Und Nummer 17?“

„Nummer 17 wird gleich beim Einlauf ins Schlepptau genommen. Auch die ‚Sturmschwalbe‘, die beim Klubhaus vor Anker liegt, ist unter Siegel. Ein Arrestbefehl vom Amtsgericht.“

„Donnerwetter!“

„Oberleutnant Riemeyer kam vom Bureau aus direkt zum Grafen Grote gegendelt, der mit an Bord des Startdampfers ist. Natürlich muß Nummer 17 aus dem Resultat ausscheiden. Und die Presse nimmt vom Start des Bootes natürlich keine Notiz.“

Überall wurde das Vorkommnis lebhaft besprochen. Den Klubmitgliedern war die Sache peinlich, trotzdem sie des tragikomischen Beigeschmacks nicht entbehren und trotzdem man der vielfach mißliebig gewordenen Firma die Blamage gönnte.

„Otte — was sagen Sie dazu?“ rief Frau Camphöven. „Ist so etwas nicht unerhört?“

Otte Olfers war ganz blaß geworden. Tonlos erwiderte sie: „Es ist furchtbar. Es ist für die Firma das Ende.“

„Jawohl — Nemesis!“ fiel Camphöven belustigt ein. Und er lachte mit den andern mit.

In das Gewühl der um das Presseboot haltenden

Fahrzeuge kam nun plötzlich wieder eine starke Bewegung. Jemand wer meldete, daß weit da draußen auf der Rennstrecke die kleinen weißen Schaumberge gesichtet würden: ein Zeichen, daß die ersten Boote in wenigen Minuten zurückzuerwarten seien.

„Wer wohl Sieger wird?“ fragte man auch auf Camphövens Boot in neu erwachendem Interesse.

„Sieger wird natürlich eines der Boote mit hoher Pferdestärkezahl,“ meinte der Seekadett, „aber um Nummer 17 ist's wirklich schade — das Boot war am schneidigsten von allen Fahrzeugen geführt.“

Alles strebte jetzt dem Ziele zu. Sobald Camphövens Boot Posto gefaßt hatte, kletterte der Seekadett wieder auf den Deckaufbau. Ohne sich zu bestimmen folgte Ottilie.

Wortlos hielt sie oben Ausschau. Das Gelächter, das man noch da und dort hörte und das sie in Verbindung mit dem Zusammenbruch der Firma Lebeau & Stuckradt brachte, schnitt ihr ins Herz. Sie hatte sich oft genug den Triumph über den rücksichtslosen Konkurrenten gewünscht. Aber seine Niederlage in dieser Form gab ihr keine Befriedigung. Sie fühlte eher etwas wie eine Beschämung.

Unter steigender Anteilnahme der Zuschauer ging nun das „finish“ vor sich. Auf den Bruchteil einer Sekunde mußte der Einlauf jedes einzelnen Bootes festgestellt werden. Da gewisse Formeln der Ausrechnung der wirklichen Leistung zugrunde gelegt waren, über die nur die Sportkundigen Bescheid wußten, so erhob sich bei der Annäherung jedes Bootes ein allgemeines Fragen. Von Bord zu Bord gab man einander Bescheid darüber, ob der nächste Ankömmling als Sieger seiner Klasse zu betrachten war.

„Nummer 17 — bravo, Nummer 17 — schneidig gesteuert!“ rief der Seekadett.

Und ein Teil der Umgebung stimmte ein.

Wie ein Pfeil schoß das fauchende kleine Ungeheuer daher, mit dem hochgestellten Bug das Wasser teilend, links und rechts Wassergarben und kleine Gischfontänen ausschüttend.

Mitten durch die Ziellinie schnitt das Boot — Ottilie sah für einen kurzen Moment das scharfe Profil Stuckradts, der, über und über naß von den kleinen Sturzseen, am Steuer stand, den Kopf vorgebeugt, die Fäuste in den Radspeichen — dann verlangsamten sich die Stöße des Motors, und in weitem Bogen verlor sich das Fahrzeug.

„Nun kriegt ihn der Gerichtsvollzieher am Schlafitt-

hen!“ sagte einer im Nachbarboote lachend. „Nein, Kinder, das Schauspiel müßte man sich mit ansehen! — Doktor! Doktor Camphöven! Kommen Sie mit?“

Der Rechtsanwalt hatte inzwischen halbblaut eine Unterhaltung mit seiner Frau geführt. Beide blickten Ottilie Olfers an, die unbeweglich oben an Deck stand, mit zusammengepreßten Lippen, tiefernst; starr folgte ihr Blick dem Kielwasser, das von Stuckradts Motorboot aufgewühlt war.

„Nein, nein, wir bleiben hier und warten die Resultate ab!“ gab Camphöven dem Bekannten zurück.

Nun wurden die Einläufe seltener. Das Interesse der Zuschauer nahm ab. Einige der Boote kamen in betäublich wirkender Verfassung an. Eines hatte noch kurz vor dem Ziel eine Panne. Nur mühsam und unter fast ächzendem Auspuffgeräusch arbeitete der Motor. Schließlich machte ihm der Maschinendefekt jedes Weiterkommen unmöglich, und es mußte von einem Torpedoboot eingebracht werden. Ironisches Händeflatschen und spöttische Zurufe begrüßten das Boot an der Ziellinie.

Ottilie Olfers hatte den Ausguck wieder verlassen.

„Mädel — eiskalt sind Ihre Hände!“ sagte Frau Camphöven besorgt zu ihr. „Sie machen mir jetzt aber wirklich bange.“

Ottilie hob müde und abgespannt die Schultern. „Seien Sie mir nicht böse. Ich bin eine schlechte Gesellschafterin heute, ich weiß es. Ich hätte lieber gar nicht mit herkommen sollen.“

Die Rückfahrt konnte in dem Gewühl der Boote nur langsam vor sich gehen. Mehrmals fuhr man fast Bord an Bord mit andern Booten und hörte die überall angeregte, überall lustige Unterhaltung. Häufig fiel der Name der Berliner Firma, die heute endlich ihren Zusammenbruch erlebt hatte.

Ottilie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt, an den Gesprächen an Bord beteiligte sie sich nicht, sie lauschte gespannt. Und jedesmal, wenn irgendwo ein Lachen erklang, zuckte sie zusammen, wie unter einem Schläge.

Als sie beim Klubhaus landeten, wollte sich Camphöven zunächst Gewißheit über den Vorfall holen, wollte näheres über den Zusammenhang in Erfahrung bringen. Fragend sah er sich nach Ottilie um, in der Annahme, daß sie ihn begleiten würde.

Aber sie schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Nein, nein, es ist mir unmöglich, bitte, lassen Sie mich heimfahren!“ Und mit überstürztem Abschied trennte sie sich von der Gesellschaft.

Wer nicht einem der Klubs angehörte und sonst irgendwie in nächster Verbindung mit Sportskreisen stand, erfuhr von dem skandalösen Vorfall der Pfändung überhaupt nichts. Auch die Abendblätter, die sonst ausführlich über die Regatta berichteten, schwiegen darüber. Aber unter den Eingeweihten bildete die Angelegenheit der Firma Lebeau & Stuckradt das Tagesgespräch.

Im Klubhaus umringte man den Rechtsanwalt Lepke, der die Arrestklage gegen Lebeau & Stuckradt eingeleitet und so überaus schneidig durchgeführt hatte. Er schilderte, in wieviel Prozessen es dem windigen Lebeau bisher gelungen sei, den Gerichten ein Schnippchen zu schlagen.

„An einem halben Duzend großer Gesellschaften ist er beteiligt. Ein Teil davon ist Schwindelgründung ärgster Sorte. Das ist freilich erst in den letzten Wochen ruckbar geworden. Ich sage Ihnen, meine Herren, es ist ein Kunststück, dem Mann beizukommen. Kaum hat man ein obliegendes Erkenntnis erstritten, so ergibt sich: die Einnahmen des Herrn Lebeau sind längst von anderer Seite mit Beschlag belegt. Aber das sind dann nicht etwa richtige Gläubiger. Bewahre. Es handelt sich bloß um verschleierte Bedierungen. Hier bei seiner neuen Firma — Lebeau & Stuckradt — sind wir ihm aber zuvor gekommen. Sonst hätte sich wieder mal das liebliche Bild ergeben: Liquidation, und aus dem Zwangsverkauf für die Gläubiger noch keine acht Prozent. Aber es handelt sich um rund vierundzwanzig Mille Schulden. Die wollen wir Herrn Lebeau denn doch nicht schenken.“

„Warum haben Sie nicht wenigstens noch ein paar Tage gewartet? Die Beschlagnahme während der Regatta hat doch allgemein stark verstimmt.“

Rechtsanwalt Lepke zuckte die Achsel. „Nicht eine halbe Stunde später durst' es geschehen. Glauben Sie denn, ich habe Lebeau nicht beobachtet? Der wartete doch nur das Ergebnis der Regatta ab, um die Boote sofort loszuschlagen. Je nach dem Resultat mit mehr oder minder Gewinn. Er stand schon mit mehreren Stellen in Verhandlung — hielt sie alle in Schach. Und was blieb von der ganzen Firma übrig, wenn uns die Boote weggeschnappt waren?“

„Und die ‚Sturmschwalbe‘, die fürs Rennen um das ‚Goldene Schiff‘ gemeldet ist, haben Sie auch mit Beschlag belegt?“

„Selbstverständlich.“

„So wird sie also gar nicht mitstarten?“

„Wenn die Firma nicht bis morgen früh ihre Verbindlichkeiten gegen meine Mandanten bis auf Heller und Pfennig eingelöst hat, bleibt die ‚Sturmschwalbe‘ während der Regatta geborgen im väterlichen Schutz von Gerichtsvollzieher Beyerlein.“

„Schade, wirklich schade, daß man das Boot nicht laufen sieht. Es soll Klasse sein. Von Stuckradt gebaut. Der Mann galt in Fachkreisen für eine Hoffnung.“

„Dann war er bei seinem Sozjus gerade an den Rechten gekommen. Sie wissen doch, wie Lebeaus Bureau in Berlin genannt wird? — Der Versprecherkeller!“

Alles lachte. Das Wortspiel ward weiter erzählt.

In den ersten Nachmittagstunden ließ sich Lepke im Hotel dem Doktor-Ingenieur Stuckradt melden, der ihn durch den Gerichtsvollzieher Beyerlein dringlich um eine Unterredung gebeten hatte.

Stuckradt steckte noch immer in dem Anzug, den er heute morgen auf der Fahrt getragen hatte. Er hatte noch nicht die Ruhe gefunden, die Kleider zu wechseln. Allmählich erst war ihm das Zeug auf dem Leibe getrocknet. Seine Gesundheit war ihm gleichgültig. Er war ganz fassungslos seit dem Nervenschok, den ihm bei der Landung nach dem Rennen die schwere Demütigung der Pfändung seines Bootes verursacht hatte. Immer wieder suchte er sich aufzuraffen. Er konnte den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen. Lange verhandelte er mit Beyerlein persönlich — er suchte dann einen Rechtsanwalt auf, um mit diesem die Rechtslage zu besprechen. Der konnte ihm keine Hoffnung machen. Lebeau war nirgends aufzutreiben. Auf eine telephonische Anfrage hatte Stuckradt endlich nachmittags gegen vier Uhr erfahren, daß Lebeau ins Hotel zurückgekehrt sei. Doch als Stuckradt sich dort einfand, war sein Sozjus plötzlich unauffindbar. Vielleicht ließ er sich verleugnen. Stuckradt geriet in immer größere Erregung. Er suchte ihn späterhin noch ein zweites Mal im Hotel anzutreffen, wiederum vergeblich. Zwischendurch verfügte er sich ins Klubhaus, in der Meinung, im Bureau auf ihn zu stoßen; denn er mußte doch annehmen, daß Lebeau ebenso starkes Interesse daran hatte, die Ungerechtigkeit des Protestes darzulegen. Aber das offizielle Bureau war sofort nach Ab-

Schluß der heutigen Regatta nach Travemünde verlegt worden, wo sich das Ziel des morgigen Rennens befand.

Seit dem frühen Morgen lief Studradt nüchtern herum. Er fühlte von der Kälte, vom Hunger und von der Aufregung schon eine starke Übelkeit. Aber es war ihm unmöglich, sich im Speisesaal seines Hotels oder in irgend einem Restaurant in der Stadt zu zeigen, wo er fürchten mußte, von dem oder jenem erkannt zu werden. Er kam sich gebrandmarkt vor. Todmatt suchte er endlich sein Hotelzimmer auf und ließ sich Tee bringen. Aber es kostete ihn auch hier Überwindung, etwas zu nehmen. In tiefer Nervenabspannung sank er in die Ecke des Sofas.

Nur wenige Minuten mochte er so geruht haben, als ein Klopfen an der Tür ihn aufschreckte.

Der Rechtsanwalt Lepke wurde ihm gemeldet.

„Ich lasse bitten!“ rief er sofort.

Und nun gab's eine lange und erregte Auseinandersetzung.

Lepke hatte bisher in Berlin stets nur mit dem großsprecherischen Lebeau verhandelt. Als er jetzt dessen Sozjus näher kennen lernte, staunte er über den großen Gegensatz zwischen den beiden Männern. Lebeau galt ihm schon längst als ein Windhund schlimmster Sorte; und im Verlauf dieser Unterhandlung ward ihm klar, daß Studradt der am meisten von Lebeau Geschädigte war.

„Es handelt sich bei mir um mehr als um Geld,“ sagte Studradt, „bedenken Sie doch, daß ich die Arbeit von vielen Monaten auf diese eine Karte gesetzt habe: mein Boot muß die Fahrt mitmachen!“

Lepke konnte dem leidenschaftlich erregten Manne aus seiner Not keinen Ausweg weisen. Der schwere Vorwurf unverantwortlichen Leichtsinns blieb übrigens auf Studradt haften. Er hatte seinen weitauschauenden Plänen gelebt, seinen Erfindungen, dem Studium aller technischen Fortschritte auf seinem Gebiet. Die finanzielle Überwachung der Firma wäre aber mindestens ebenso notwendig gewesen. Zur Bewilligung einer letzten Zahlungsfrist erklärte sich Lepke nicht ermächtigt.

„Die ‚Sturmschwalbe‘ muß morgen laufen!“ rief Studradt trotzig. „Koste es, was es wolle!“

„Es kostet die Einlösung der ganzen Schuld an meine Mandanten, Herr Doktor Studradt. Das ist insgesamt ein Posten von vierundzwanzigtausend Mark.“

Stuckradt war im Zimmer auf und nieder gelaufen. Schweratmend blieb er nun stehen und sah nach der Uhr. „Mein Depot ist hier bei der Bankfirma Moor & Schneider. Ich will im aller schlimmsten Falle ... vielleicht löse ich die Verbindlichkeit unsrer Firma mit eigenem Gelde ein. ... Aber ich müßte einen der beiden Herren noch heute abend sprechen, weil die Bank jetzt schon geschlossen ist.“

„Sie wollten — selbst ...?“ In größter Überraschung hatte ihn der Anwalt angesehen. „Kommissionsrat Schneider wohnt in meinem Hause. Wir sind befreundet.“

„Um so besser.“ Stuckradt blätterte nervös in seiner Briestafche. Er hatte gerade in den letzten Tagen vorgehabt, sein Konto, das sich noch von früher her bei der Kieler Firma befand, einer Berliner Bank zu überweisen. Die letzte Aufstellung war ihm kurz vor seiner Abreise zugegangen. „Vielleicht ist es Ihnen möglich, Herrn Schneider zu benachrichtigen, daß ich ihn noch heute abend — sagen wir in einer Stunde — dringend sprechen muß?“

„Er ist um diese Zeit sicher zu Hause. Soll ich ihn in mein Bureau rufen?“

„Ich bitte darum. Für alle Fälle.“ Stuckradt preßte für ein paar Sekunden den Kopf zwischen seine eisalt gewordenen Hände. „Vorher will ich nur noch einen letzten Versuch machen, Lebeau aufzuköbern. Sicherlich hat er auch noch private Mittel. Denn dieser Ausweg. ... Ich bin nämlich kein Krösus, mein Vermögen ist durch die Gründung der Firma stark zusammengeschnitten ... ich besitze nicht viel mehr als dieses Depot bei Moor & Schneider ...“ Er konnte kaum mehr zusammenhängend sprechen. Nach Luft ringend, griff er sich in den Kragen. Ein plötzlicher Schauer durchrieselte ihn. Er trat zum Tisch und trank den zum Tee gebrachten Rum, der noch unberührt da stand, in einem hastigen Zug. „Also in einer Stunde, bitte, in längstens einer Stunde!“

Gleich nach dem Anwalt verließ Stuckradt sein Zimmer. Es war rauhes Wetter geworden. Er schlug den Kragen seines Paletots hoch und neigte den Kopf, gegen den Wind ankämpfend.

In der Vorhalle des Hotels, in dem Lebeau abgestiegen war, begegnete Stuckradt Frau Eves Vater.

„Goeben hab' ich den Listungen zu Ihnen hinüber gesagt,“ sprach ihn Arghausen an. „Der Portier sagte mir

den Augenblick, daß Sie schon mehrmals nach Lebeau gefragt haben.“

„Ist Lebeau da?“ fiel Studradt hastig ein.

„Drinnen. Wir haben ein separates Zimmer genommen. Meiner Tochter ist die Geschichte scheußlich. Mir natürlich auch. Ich bitte Sie, Doktor, wie konnte das passieren?“

Studradt wollte sich in der belebten Halle auf keine Erörterungen einlassen. Er drängte Arghausen, ihn zu Lebeau zu führen.

Ein seltsames Bild bot sich ihm, als er das elegant eingerichtete Separatzimmer des Restaurants betrat. Lebeau saß, eine Savanna zwischen den Zähnen, nachlässig zurückgelehnt am Tisch. Man schien das Diner soeben erst beendet zu haben. Die Früchte waren noch nicht abgeräumt: Fingerschalen, Mokka-tassen und Viskörgläschen befanden sich neben den halbgeleerten oder gefüllten Champagnerkelchen.

Lebeau gegenüber, lachend und hübsch und jung und elegant wie immer, saß Frau Eve Dlfers.

„Na, da kommt er ja endlich!“ rief Lebeau, ohne auch nur durch ein Zucken eine Bestürzung zu verraten. „Wir hatten einen Boten um den andern nach Ihnen ausgesandt, Doktorchen! — Arghausen, wo haben Sie ihn aufgestöbert?“

Eve nickte dem Eintretenden, der sie verstört betrachtete und darauf fast linksich begrüßte, kühl überlegen zu und zündete sich eine Zigarette an.

„Willst du Herrn Doktor Studradt nicht bitten, Platz zu nehmen?“ erinnerte Arghausen seine Tochter.

„Sie sind willkommen, Herr Doktor Studradt.“

„Ich komme nur in geschäftlichen Angelegenheiten,“ erwiderte er ebenso kurz.

„Über nichts andres wird hier gesprochen,“ sagte Lebeau. „Schon seit reichlich einer Stunde. Ich habe den letzten Versuch gemacht, die Herrschaften zu erweichen. Leider vergeblich. Und Sie, Studradt, was haben Sie angestellt, um unser schauderhaftes Pech abzuwenden?“

Der leichte Ton empörte Studradt. „Ich habe mit Ihnen zu reden, Lebeau,“ sagte er fast scharf.

„Geheimnisse haben wir vor Herrn Arghausen und der gnädigen Frau nicht mehr. Wir haben Pech gehabt. Das kann jeder Firma passieren. Machen Sie doch um Himmels willen keine solche Grimasse. Auf den ‚Verlorenen Sohn‘ kann man sich wegen so einer nichtswürdigen Wendung doch nicht aufspielen.“

„Das tun Sie ja auch keineswegs, Lebeau.“

Urhauten schenkte ein Sektglas für Studradt voll und sagte: „Wir haben's uns hin und her überlegt, meine Tochter und ich. Wenn sich's nur um eine vorübergehende Stockung handelte, würden wir noch einmal einspringen. Aber Lebeau sagt selbst: die Konjunkturen sind mäßig. Da ist es besser, man läßt dem Schicksal seinen Lauf. Eine andre Gelegenheit findet sich, wo man den Ausfall dann wieder einholt.“

Voller Haß ja mit einem Anflug von Ekel betrachtete Studradt die drei Menschen, die sich in solcher Eintracht zusammengefunden hatten. „Für mich findet sich diese Gelegenheit nicht. Denn ich verliere bei diesem Zusammenbruch mehr als mein Geld — meinen ehrlichen Namen!“

„Was sind das für Verstiegenheiten!“ rief Lebeau.

„Ruhe, meine Herren, Ruhe!“ beschwichtigte Urhauten. „Aber so trinken Sie doch erst einen Schluck und stecken Sie sich einen Tabak an, Doktor. Die Situation ist nicht rosig, das gebe ich zu. Man muß sie sich aber nicht noch unangenehmer machen.“

Frau Eve hatte die brennende Zigarette in den Aschbecher geworfen und sich erhoben. „Ich räume lieber das Feld,“ sagte sie, den Kopf hochmütig zurückwerfend. „Ich finde, es gibt nichts Ungeeigneteres, als wenn man bei solchen blinden Wechselfällen die Ruhe verliert.“ Sie blickte lässig über Studradt hin.

Es kochte in ihm. In der Unterredung mit Lepke, der in hundert Einzelheiten der Lebeauschen Geschäftsführung eingeweiht war, war ihm erst so recht aufgegangen, welche Rolle Frau Eve in all diesen Transaktionen gespielt hatte. Als sie sich in ihren Erwartungen getäuscht gesehen, als sie erkannt hatte, daß er als Bewerber um ihre Gunst und ihre Hand nicht in Betracht kam, hatte sie skrupellos an einem richtigen Komplott zu seiner Übervorteilung teilgenommen.

„Sie mißverstehen den Grund meiner Erregung, gnädige Frau,“ sagte er schwer atmend. „Wirklich tief getroffen hat mich ganz allein die Erkenntnis, daß es eben — nicht blinde Wechselfälle gewesen sind!“

Eve empfand das wie einen Schlag. Sie wußte, worauf diese Wendung zielte. Ihre einzige Wehr war: zu tun, als ob sie ihn nicht verstünde.

„Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren,“ sagte

sie, den Kopf leicht senkend, indem sie den Tisch verließ. Und ohne Stuckradt eines weiteren Blickes zu würdigen, begab sie sich zur Thür. „Du benachrichtigst mich hernach, Papa, nicht wahr?“

Arghausen begleitete sie, heimlich auf sie einsprechend, kehrte aber sofort zu den beiden Herren zurück.

„So machen Sie's uns doch nicht unmöglich, Doktor,“ sagte er, noch immer fortdial, „die Angelegenheit sine ira zu Ende zu bringen. Ich habe doch auch selbst Opfer gebracht. Was sollen nun in einer solchen Situation Vorwürfe und Anklagen?“

„Ich bin das Opfer — ich ganz allein!“ rief Stuckradt außer sich. „Mein blindes Vertrauen haben Sie gemißbraucht — Sie alle!“

„Wer? — Ich?“

„Sawohl, Herr Arghausen, Sie auch. Und Ihre Tochter. Ich sehe jetzt endlich klar. Völlig klar. Leider zu spät. Rechtsanwält Lepke ist meine Quelle. Der kennt all die geschickten Manöver, die Sie zusammen ausgeheckt haben: er hat die Vertretung von Frau Heimb geführt!“

Die Nennung dieses Namens verwirrte die beiden: selbst der bisher so überlegene Lebeau verlor sein Lächeln. Er rückte heftig seinen Stuhl zurück. „Die Frage, die jetzt einzig und allein zur Erörterung steht, ist die: können wir noch etwas gegen die Beschlagnahme ausrichten? Sie laufen herum und zetern. Was nützt das?“

Arghausen begann nach kurzer Überlegung: „Lassen wir doch alle theoretischen Untersuchungen aus dem Spiel. Hier handelt sich's um eine eminent praktische Frage — und die heißt: Ihre Firma braucht Geld — wie ist es so rasch zu beschaffen? — Sie besitzen als Konstrukteur der ‚Sturmschwalbe‘ das größte Interesse von uns an der Aufhebung der Beschlagnahme. Ein Opfer müssen Sie uns also schon bringen. Sie haben ja noch Privatvermögen, nicht wahr? Gut. Also leisten Sie der Firma einen Barborschuß — und wir wollen dann unsererseits tun, was in unsern Kräften steht.“

Lebeau klopfte dem Bankier auf die Schulter. „Sie sind ein famoser, nobler Charakter, Arghausen. Ich bin ja momentan ein armes Luder, das wissen Sie. Was ich besitze läßt sich nicht so rasch flüssig machen. Leider. Das wissen Sie ja auch, Stuckradt. Aber wenn Sie ein Einsehen hätten, Arghausen . . .“

Arhausen zündete sich eine frische Zigarette an. „Stürzen Sie sich nicht in Unkosten, Lebeau. Zwischen uns arrangieren wir das später. Hauptsache ist jetzt, daß unser Freund Stuckradt sieht, wie gern man ihm entgegenkommt.“

Fragend sah Lebeau seinen Sozius an, darauf wieder den Bankier. „Vierundzwanzigtausend Mark — das ist ein Sümmchen! Und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß das Geld glatt verloren ist, wenn unser Boot morgen nicht Sieger wird — denn wir haben noch allerhand andre Verbindlichkeiten!“

„Wir müssen den Sieg haben — und werden ihn haben!“ sagte Stuckradt tief aufatmend. — „Aber der Betrag ist für mich zu hoch ... Ich habe schon so viel geopfert ... Ich bliebe einfach ohne alle Barmittel.“

Zwischen den beiden Herren, die einander am Tisch gegenüberstanden, ging ein rasches Augenblinzeln hin und her, von dem Stuckradt, der starr vor sich niedersah, nichts wahrnahm.

„Wieviel könnten Sie abstoßen, Doktor?“ fragte Arhausen. Er hatte durch die Fingersprache Lebeau eine zwölf angedeutet, worauf der rasch den Kopf schüttelte und ihm tonlos — zwischen zwei Zügen aus der Zigarre, die er sich neu anzündete — zu verstehen gab: Achtzehn. „Ich beteilige mich mit sechs Mille. Übernehmen Sie den Rest?“

Noch ein paar Sekunden zauderte Stuckradt. Eine ohnmächtige Wut erfüllte ihn, daß ihm nun auch noch sein letztes Kapital aus der Tasche gelockt ward. Aber er mußte zugreifen, froh darüber, daß ihm durch Arhausens Beteiligung wenigstens noch ein Notgroßchen blieb.

„Ich habe schon den Kommissionsrat Schneider benachrichtigen lassen, daß ich ihn noch heute abend sprechen muß.“

„Moor & Schneider verwalten Stuckradts Gelder.“ erklärte Lebeau dem Bankier unter einem flüchtigen Lächeln.

„D — Sie waren also so wie so schon entschlossen, Doktor. ... Nun, gleichviel, was ich zugesagt habe, gilt. Wo treffen wir den Herrn?“

„Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir sogleich zu Lepke. Der mußte dann noch heute abend für die Aufhebung der Beschlagnahme sorgen. Denn morgen früh um neun Uhr ist der Start.“

„Es wird eine lustige Fahrt werden, fürchte ich,“ sagte Arhausen. „Der Wind kommt ziemlich nordwestlich — über Nacht wird er wohl noch stärker werden. Ist's Ihnen nicht ein bißchen bange?“

Stuckradt zuckte die Achsel. „Dann brächte ich wohl das schwere Opfer nicht.“

„A la bonne heure, teurer Freund, Sie müssen Ihrer Sache allerdings sicher sein!“

Lebeau hatte sich ein Glas Champagner eingekauft und stürzte den perlenden Inhalt rasch hinunter. „Stuckradts Boot ist first class, ohne alle Fragen ... Prost, Doktorchen! Ein hipp hipp hurra!“

Stuckradt beachtete ihn nicht.

... Eine Stunde später war das Geschäft erledigt. Stuckradt wies von seinem Depot achtzehntausend Mark an, Arhausein ließ durch die Firma Moor & Schneider sechstausend an den Anwalt zahlen, und Lepke versprach, unverzüglich den Gerichtsvollzieher Beherlein zu verständigen.

Als Stuckradt, von Arhausein begleitet, das Bureau des Anwalts verließ, merkte er erst, wie abgesspannt er war. Die Nervenstrapaze rächte sich jetzt.

Arhauseins Ton war noch etwas jovialer als zuvor. Der Bankier fühlte sich wieder als Gönner. Die Angst, die er eine Zeitlang vor dem ehrlichen Born und der temperamentvollen Entrüstung Stuckradts gehabt hatte, war völlig geschwunden. „Kommen Sie doch noch auf ein Glas Wein in unser Hotel. Meine Tochter wird sich freuen, wenn sie hört, daß die leidigen Mißverständnisse nun endlich aus dem Wege geräumt sind.“

„Ich muß dankend ablehnen, Herr Arhausein. Ich wäre ein zu schlechter Unterhalter. An fröhlicher Gesellschaft fehlt's Ihnen ja auch nicht. Herrn Lebeau hat der Vorfall ja nicht so tief erschüttert, daß er seine gute Laune verloren hätte.“

„Ja, das muß schon wahr sein,“ sagte Arhausein schmunzelnd. „Natürlich hat das seine besonderen Gründe.“ Er war vor dem Hoteleingang stehen geblieben und lächelte. „Na, Sie haben's wohl schon geahnt, wie?“

„Durchaus nicht, Herr Arhausein. Was sollte ich geahnt haben?“

„Na — mir scheint nämlich ... Es ist nicht gut, daß eine junge Witwe allein sei ... Lebeau bewirbt sich ja schon lange um ihre Hand. Ich weiß wohl, man muß ihm ein bißchen auf die Finger sehen, denn er ist ein Lustikus. Aber ganz ohne Frage riesig talentvoll. Meinem Sie nicht auch?“

Stuckradt verzog keine Miene. Auch nur die Andeu-

lung eines Glückwunsches herauszubringen war ihm unmöglich. „Ganz ohne Frage,“ sagte er eisig, „riesig talentvoll.“

„Nun — auf ein halbes Stündchen noch? ... Nicht? ... Na, denn also morgen früh auf dem Felde der Ehre!“

... Auf dem Felde der Ehre! ... Es war nur eine Redensart von Uxhausen, und doch traf sie ihn tief. Als er sich von dem Bankier getrennt hatte und seinem Hotel zuschritt, müde, heruntergestimmt, dachte er an die Zeit zurück, in der Frau Eve Olfers hier in Kiel ihre großen gesellschaftlichen Erfolge gefeiert hatte. Wie sich seitdem die Verhältnisse geändert hatten! Und welche Ironie des Schicksals: Frau Eve war heute die Verlobte Lebeaus — und die Firma, die seinen Namen führte, stand morgen im offenen Wettkampf gegen das Haus Olfers!

Der oberflächlichen, genußsüchtigen Frau Eve, für die es den Begriff einer Treue nach dem Tode nicht gab, machte es wohl nichts weiter aus, daß diese neueste Wendung sie vor aller Welt zum Gegner ihrer Stieftochter machte. Aber Ottilie, die mehr als eine sportliche und geschäftliche Konkurrenz darin erblickte, mochte schwer darunter leiden.

Und wieder — in tiefster Niedergeschlagenheit — gedachte er der kleinen Ottilie Olfers.

Im Hotel angelangt, begab sich Stuckradt ins Restaurant. Nur wenige Gruppen saßen da noch beisammen. Er ließ sich etwas zu essen bringen und trank ein Glas Wein. Abgespannt lehnte er sich dann zurück und warf einen Blick in die Abendzeitung. Als er auf den langen und ausführlichen Bericht über die heutige Regatta stieß, schlug ihm das Herz. Hastiger und eifriger setzte er die Lektüre fort. Er fürchtete, irgendwo seinen Namen in einer häßlichen Verbindung zu finden. Aber der brutale Eingriff des Gerichtsvollziehers war mit keiner Silbe erwähnt. Hinter den Zeiten und der Ausgleichsberechnung des von ihm gesteuerten Bootes befand sich nur die Notiz: aus dem Rennen ausgeschieden. An den Schluß des Berichts schlossen sich noch einige Mitteilungen über die Rennungen des Rennens um das Goldene Schiff an.

Auch die „Sturmschwalbe“ war genannt. Dem Berichterstatter war zur Zeit der Drucklegung also noch nichts von den Wirkungen des Rechtsstreits bekannt gewesen. Doch die Schlußzeile verursachte ihm eine jähe Bestürzung. Da hieß es: „Leider wird bei dem interessanten Rennen, das den Clou der Regatta bilden dürfte, da es lauter

erstklassiges Material ins Feld führt, unser heimischer Bootsbau nicht vertreten sein. Wie wir in letzter Stunde erfahren, ist der Mitbesitzer von „Olfers II“, dessen hervorragende Probefahrten in allen Fachkreisen seit geraumer Zeit schon Tagesgespräch gebildet haben, durch einen Unfall verhindert, am Start zu erscheinen. Da nach den Sonderbestimmungen für diese Klasse nur die Besitzer das Steuer führen sollen, ist ein Ersatz unmöglich. In hiesigen Sportkreisen wird dies lebhaft bedauert, um so mehr, als Herr Ingenieur Proschwitz sich auch persönlich der lebhaftesten Sympathie erfreut.“

Starr blieb Studrads Blick auf diese paar Druckzeilen geheftet. „Olfers II“ startete nicht mit — es gab also keine Konkurrenz mit Ottis Haus!

Endlich raffte sich Studradt aus seiner Versunkenheit auf. Er zwang sich zu einem Lachen.

Wie das Schicksal ihn narrete!

Weshalb hatte er denn eigentlich das schwere Opfer gebracht?

Doch einzig und allein nur: um dieser trotzigen, kleinen Person im Wettkampf gegenüberzutreten zu können!

Und ein plumper, törichter Unfall hinderte sie nun im letzten Augenblick, ihre Waffen, ihre Kräfte zu messen!

Er schleuderte das Zeitungsblatt von sich und sprang auf.

Alles hatte er auf diese eine Karte gesetzt. Die Arbeit langer Monate. Und nun auch noch den Rest seines Barvermögens.

Warum — warum nur?

Bloß weil er Otti Olfers haßte? Weil er ihr den Triumph nicht gönnte?

Er verließ den Saal und begab sich in sein Zimmer. Als er oben eintrat, schlug ihm ein Windstoß, der durch das geöffnete Fenster eintrug, die Tür aus der Hand. Im Dunkel stand er eine Weile und sah in die Nacht hinaus.

Die Wolken jagten am Horizont. Hohl pfliff's von der Förde her. Es war schlechtes Wetter zu erwarten. Das gab morgen einen flotten Tanz da draußen auf dem Wasser für die „Sturmschwalbe“. Trübe lächelte er vor sich hin. Er hatte alle Freude an dem Kampf verloren.

*

Als die Frühaufsteher unter den Festgästen der Kieler Woche an diesem Entscheidungsmorgen einen Blick durch die Fensterscheiben warfen, bot sich ihnen ein wenig ein-

ladendes Bild. Die Straßen waren naß, in den Anlagen hogen sich die Zweige der Bäume und Sträucher. Hier lief ein Junge seiner Mütze nach, die flott vor dem Winde herrollte, dort kämpfte eine Kleinbürgersfrau, die zum Markte ging, mit ihrem Regenschirm gegen den Nordwest an.

Gerade als die Mehrzahl der Regattateilnehmer den Frühstückstisch verließ — etwa um sieben Uhr — ging ein heftiger Regen nieder.

Die jungen Damen, die für ihre hellen Kleider und leichten Stoffe immer noch auf Sonne gehofft hatten, mußten eiligst der Toilettenfrage eine neue Lösung geben. Gegen acht Uhr hörte der Regen auf, der Himmel lüchtete sich ein wenig, aber auf dem Pier, der Klubbücke, an der Landungsstelle der Dampfergesellschaften und in den zum Hasen führenden Straßen sah man nur praktische, regen- und seetüchtige Gewandungen. Damen und Herren trugen Mützen, deren Sturmbänder übers Kinn gezogen waren. Regenraue und lehmbraune Wettermäntel und Reisebedecken ließen die Fahrgäste der Dampfer wie nebeneinandergereichte Plaidbündel erscheinen. Lustigere Farben brachten nur ein paar vom Wind tüchtig gezauste Automobilschleier in das Bild.

Es gab viele Vorsichtige, die, bevor sie die Fahrkarten lösten, erst in Erfahrung bringen wollten, ob bei dem schlechten Wetter die Wettfahrt ums Goldene Schiff denn auch wirklich stattfinden würde. Ganz bestimmt wußte es niemand zu sagen. Das Bureau war nach Travemünde verlegt. „Und wenn die Wettfahrt auch stattfindet — bei dem Hundewetter werden sich gewiß nicht viele Boote beteiligen!“ meinten die einen. „Aber ein aufregendes Schauspiel gibt's dann jedenfalls zu sehen!“ meinten die andern. „Bedenken Sie: die winzigen Boote in solch einem Seegang!“

Die Begleitdampfer, die um halb neun Uhr nach der Startzone abfuhr, waren schließlich doch recht stark besetzt. Aber im übrigen wich das Bild der Binnenförde wesentlich von dem der letzten Tage ab. Die Segeljachten hatten den Kieler Hasen schon in früher Morgenstunde verlassen. In der Nähe des Startdampfers, Alt-Heisen-dorf gegenüber, war der Verkehr etwas lebhafter. Eine stattliche Anzahl von Motorjachten kreuzte hier. Ob sie bei den mißlichen Wetterverhältnissen alle starten würden,

erschien den Passagieren der Begleitsdampfer zweifelhaft. Schon hier kämpften die kleineren Boote schwer gegen die See an; es war ausgeschlossen, daß sie sich draußen im offenen Wasser würden halten können.

Auf einem kleinen Kutter, der kurz nach acht Uhr die Klubbrücke des Yachtklubs mit ein paar Nachzüglern verließ, hatten im Augenblick der Abfahrt noch Arhausen und seine Tochter Aufnahme gefunden.

„Ist es wahr, daß Olfers II' seine Meldung zurückgezogen hat?“ lautete die erste Frage des Bankiers an eines der Komiteemitglieder, die sich an Bord befanden. Er hatte die Nachricht von dem Kellner, der ihm das Frühstück aufs Zimmer gebracht hatte.

„Bewahre — da drüben kreuzt er ja!“

Die Motorboote hatten ihr Aussehen stark verändert: um dem Übernehmen und dem Eindringen von Wasser in den Motor vorzubeugen, waren fast überall Vor- und Hinterschiff mit Perlenmengen abgedeckt.

„Wer ist an Bord von ‚Olfers II‘!“ fragte Eve hastig ihren Vater.

Arhausen hielt das Fernglas vor den Augen. Bei den Schwanfungen des Kutters, der jetzt in kurzem Bogen auf den Startdampfer zulief, war es ihm aber nicht möglich, die Gesichter zu erkennen. Er unterschied nur drei Gestalten in gelbem und schwarzem Drock und mit festgebundenen Südwestern.

„Da liegt die ‚Sturmschwalbe‘!“ rief ein junger Herr an Bord des Kutters. Und sofort richtete sich ein Duzend Gläser auf das Boot. Es war ein hochbordiges, geschlossenes Fahrzeug. Die Maschinenanlage war mittschiffs und von außen nur durch ein in das Flachdeck eingebautes Oberlicht zu erkennen. Die Überdachung des Vorschiffes stieg über etwa ein Drittel der gesamten Bootslänge stark an und hatte eine Kappe für den Niedergang; Bullehes sorgten für die nötige Beleuchtung. Unter den Passagieren erhob sich ein lebhaftes Hinundher über die Aussichten des Bootes. Studrads Name wurde viel genannt. In verschiedenen Gruppen an Bord des Kutters besprach man auch das Gerücht von der Beschlagnahme, das gestern abend mit so großer Bestimmtheit aufgetaucht war.

Sobien begab sich die „Sturmschwalbe“ in den Schutz des Startdampfers, hinter dem sich auch „Olfers II“ vor der immer stärker werdenden See geborgen hatte.

„Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß die Wettfahrt stattfindet!“ sagte einer der Herren vom Komitee. „Sobald diese Zwerge ihre Nase in die offene See außerhalb Friedrichsort stecken, sind sie geliefert!“

„Sehen Sie — da rücken zwei Torpedoboote an!“

„Die sollen auf Befehl des Kaisers zur Sicherheit der Motorboote die Wettfahrt begleiten.“

„Also kommt Majestät zum Start?“

„Bestimmt. Es ist doch ein Tag, wie geschaffen, um die Seetüchtigkeit der Motorboote zu beweisen.“

„Ich danke. Ich möchte nicht in solch einem Seelenverkäufer sitzen.“

Sobald rollte von der im Hafen versammelten Kriegsslotte Geschützdonner übers Wasser: der Abschiedsalut für den „Meteor“, der die Kaiserflagge führte.

Überall Hüte- und Tücherschwenken — in dem fröhlichen, melancholischen, regengrauen Bild die erste fröhlichere und lebhaftere Note.

Das Beispiel der Kaiserjacht fand rasch Nachahmung: sämtliche Segeljachten, die bisher noch hinter der Startzone gehalten hatten, setzten nun Leinwand bei und folgten dem „Meteor“.

Der Kutter setzte die verspäteten Gäste an Bord des Startdampfers ab. Arhausen hatte mit dem Mann am Steuer ausgemacht, daß er ihn und seine Tochter zum Begleitdampfer brachte, bat ihn jetzt aber um einen kleinen Umweg: auf alle Fälle wollte er vor dem Start noch mit Stuckradt und Lebeau sprechen.

Die „Sturmschwalbe“ hielt dicht bei „Olfers II“.

„In dieser seemännischen Vermummung sieht eins so aus wie das andere,“ sagte Arhausen zu seiner Tochter, „aber ich will mich fristaffieren lassen, wenn das nicht Stuckradt ist — der im schwarzen Olmantel, der da eben an Bord von ‚Olfers II‘ gestiegen ist!“

Der Kutter stoppte. „Weiter dürfen wir nicht, Herr,“ sagte der Mann am Steuer, „hier beginnt die Startzone.“

„Aber ich muß mich doch mit unserem Boot in Verbindung setzen, zum Schwerebrett!“

„Da winken sie schon von der Schaluppe, die den Polizeidienst hat!“

Arhausen rief übers Wasser mehrmals hintereinander Lebeaus Namen. In dem starken Wind ward ihm der Ton von den Lippen wie weggerissen. Noch immer rollte

und grollte der Donner des Abschiedsaluts. Der Rutter geriet ins Kielwasser eines der Torpedoboote und begann derart zu schwanen, daß Arhaußen sich schleunigst setzte, mit beiden Händen nach der Bordwand fassend.

Das unwirkliche Wetter, die frühe Morgenstunde und eine schlecht verbrachte Nacht ließen Ebe wenig vorteilhaft aussehen. Sie fror stark und kämpfte mit einer Übelkeit. Aber von Umkehr wollte sie nichts wissen. Immer wieder hob sie das Glas vors Gesicht und spähte nach den Motorbooten aus. Und immer wieder rief und winkte sie der „Sturmschwalbe“ zu, so oft der Kopf des Maschinisten aus der Luke auftauchte.

„Da — jetzt haben sie uns entdeckt!“ rief Arhaußen, wieder aufstehend. Er hielt sich mit der einen Hand an der Keeling fest und schwenkte mit der andern seine Mütze.

Rasch näherte sich das kleine Ungetüm. „Arhaußen!“ rief eine offiziersmäßig scharfe Stimme.

Es war Lebeau.

Als das Boot auf dreißig Meter heran war, stoppte es. Neben dem Kopf des Maschinisten tauchte der mit einem Südwestler versehene von Stuckradts Sozjus auf.

Lebeau war äußerst erregt. „Ein unglaubliches Benehmen vom Doktor!“ rief er. „So etwas ist noch nicht dagewesen!“

Im Wind und Geschützdonner konnte man sich nur schwer verständigen. Noch näher durften die beiden Fahrzeuge einander aber nicht kommen, der Kollisionsgefahr wegen. Der Wind wurde immer stärker — die Boote tanzten unheimlich.

Lebeaus Empörung teilte sich auch Arhaußen und seiner Tochter mit, als sie endlich verstanden hatten, was hier vorgefallen war.

Vom Startdampfer aus war die letzte Rundfrage ergangen, welche von den gemeldeten Booten entschlossen wären, zu starten. Ernstlich in Betracht für das Kennergebnis kamen außer der „Sturmschwalbe“ nur noch die berühmte „Katherine“ aus Monaco und ein neugemeldeter Engländer. Im letzten Augenblick war dann aber doch noch „Olfers II“ aufgetaucht, und geradezu entsetzt hatte Stuckradt festgestellt: Fräulein Ottilie befand sich allein an Bord des Bootes, nur begleitet vom Monteur Braumann. Und von dieser Sekunde an hatte er für nichts andres mehr Aug' und Ohr. Ob sie etwa in allem Ernst ent-

geschlossen war, das Boot in dem gefährlichen Rennen selbst zu steuern? Das wäre ja geradezu eine Tollkühnheit! Bei diesem Wetter! Und er hatte, ohne auf Lebeau zu hören, sofort den Kurs auf „Olfers II“ genommen und war zur Unterhandlung mit Fräulein Olfers dort an Bord gestiegen, weil eine Verständigung von Boot zu Boot bei dem starken Wellengang unmöglich war.

„Was geht ihn das an, wer dort drüben steuert?“ rief Arhausen wütend und schlug sich gegen die Stirn. „Aber das ist nun wieder echt Stuckradt! Eine Albernheit ohnegleichen! — Eve, was sagst du dazu?“

Seine Tochter erwiderte nichts. Sie war der Seerkrankheit nahe. Mit groß aufgerissenen Augen starrte sie übers Wasser nach dem stark auf und nieder tanzenden „Olfers II“, dessen Besatzung nur undeutlich zu erkennen war.

Jetzt begann es auch wieder zu regnen.

Arhausen schlug seinen Kragen hoch. Zornig rief er: „Was will Stuckradt drüben? Ist er nicht bei Troste? Die Weltfahrt kann doch bei dem Hundewetter nicht stattfinden! Wo nun auch noch der Engländer ausscheidet! Aber es darf doch um alles in der Welt nicht heißen: wir hätten gekniffen!“

Frau Eve hatte die Uhr gezogen. Es war gleich neun. „Fahren Sie doch hinüber, Lebeau, und holen Sie ihn! Jede Minute ist kostbar!“

„Sofort. Aber folgen Sie mir mit Ihrem Boot!“

Arhausen verhandelte mit dem Führer des Kutters; der wollte sich indes keiner Maßregelung durch das Polizeiboot aussetzen.

Von Bord der „Sturmschwalbe“ mischte sich Lebeau mit seiner scharfen Kommandostimme in die Unterhandlung, erzielte aber keinen Erfolg. Kurz entschlossen gab er dem Maschinisten einen Befehl — und gleich darauf war das Motorboot dem Kutter so nahe, daß die Insassen einander die Hände reichen konnten — doch nur sekundenlang, denn immer wieder trieb der Seegang die Fahrzeuge auseinander. Lebeau drängte das Paar, rasch umzusteigen. „Sie müssen mit ihm reden! Auf mich hört er ja nicht mehr! Aber vor Ihnen wird er sich vielleicht genieren!“

„Wer soll denn überhaupt starten?“ rief Arhausen. „Da — ein gutes Duzend steuert schon nach Kiel zurück! Es ist doch ganz aussichtslos heute — ganz verpufft!“

Aber Eve streckte plötzlich den Arm aus und zeigte nach dem Signalmast des Startdampfers.

Gleichzeitig löste sich ein Kanonenschuß.

„Die Wettfahrt findet statt!“

Von Boot zu Boot ward der Ruf aufgenommen. An Bord der Begleitdampfer herrschte die lebhafteste Anteilnahme. Eine Musikkapelle stimmte dort einen flouten Marsch an. Und gleichzeitig setzten sich die Dampfer seewärts in Bewegung.

An Bord von „Olfers II“ fand indessen eine kurze Aussprache zwischen Studradt und Otti Olfers statt.

Was ihn so plötzlich gepackt hatte — er wußte sich darüber in dieser Stunde keine Rechenschaft zu geben. Eine Art Verantwortlichkeitsgefühl war's vielleicht — obwohl ihn dazu nichts berechtigte.

Sie stand trotzig am Steuer und sah ihm mit ihren klaren, ernststen, prüfenden Augen voll Staunen ins Gesicht.

„So — Sie dulden nicht, daß ich fahre? Mein Entschluß steht aber felsenfest. Und ich bin mündig, Herr Doktor Studradt.“ Dann stahl sich, trotz der Erregung, die in ihr zitterte, der Spott in ihren Ton. Was für Motiven denn seine unerwartete Besorgnis entspränge, fragte sie.

„Dem Egoismus nicht, Fräulein Olfers,“ sagte er, immer wieder mit sich kämpfend, weil er sich mißverstanden sah.

Da signalisierte der erste Kanonenschuß die Vorbereitung des Starts.

Die See war geradezu abscheulich geworden. Daß er für sich und sein Boot nicht fürchtete, den Beweis wollte er ihr bei jeder Gelegenheit erbringen. Aber er nannte es abenteuerlich und unweiblich, daß sie sich einer solchen Gefahr aussetzen wollte.

„Ich muß!“ sagte sie fest und trotzig. „Proschwitz liegt krank im Lazarett und kann mir nicht helfen. Und das ist jetzt der Tag, auf den wir schon seit vielen Monaten gewartet haben. ‚Olfers II‘ ist seetüchtig — das soll er heute beweisen.“

„Und Camphöven hat es geduldet?!“

„Er weiß nicht, daß ich hier bin.“

„Fräulein Olfers, Sie wollen's bloß deshalb wagen, weil Sie der ‚Sturmschwalbe‘ unter keinen Umständen den Sieg gönnen.“

„Vielleicht auch. Aber in erster Reihe deshalb: weil dies Vaters Boot ist — sein letztes Werk — und weil ich ihm heute die Treue beweisen will, die ihm sonst niemand gehalten hat — nicht einmal seine eigene Frau.“ Sie zog sich den Südwester, der ihr in den Nacken gefallen war, wieder übers Haar. „Lassen Sie mich meinen Weg machen. Bitte. Ich störe Sie auch nicht. Schon immer haben Sie ja den Wettkampf gewollt. Nun ist die Stunde da.“

Braumann, der halbgedeckt neben dem Motorkasten kauerte, musterte den Besuch in wachsendem Mißbehagen. Jetzt fuhr sein Kopf aber hastig herum, denn er hörte in bedrohlicher Nähe das Arbeiten eines fremden Bootes: die „Sturmschwalbe“ war auf Rufweite herangekommen.

Der zweite Schuß an Bord des Startschiffes fiel.

„Was soll nun werden?“ fragte Braumann ungeduldig. Der Besuch mußte das Boot schleunigst verlassen, sonst versäumte man hernach beim Start kostbare Minuten.

„Fräulein Olfers,“ sagte Studradt gepreßt, „ich verspreche Ihnen: — ich gebe die Fahrt meines Bootes auf! Aber haben Sie ein Einsehen . . . Sie dürfen Ihr Leben nicht riskieren — der Einsatz wäre zu groß . . .“

Es war ein Unterton in seiner Stimme, der sie bewegte. Aber sie sah ihn nicht an, um sich nicht verwirren zu lassen. „Rufen Sie Ihr Boot her, es ist keine Zeit zu verlieren — und lassen Sie mich meinen Weg machen!“

„Otti — fühlen Sie denn nicht, daß mir der Erfolg in diesem Wettkampf ganz gleichgültig geworden ist, daß er mir armselig erscheint — bloß deshalb, weil . . . weil ich Angst um Ihre Person habe, um Ihr Leben?“

Sie war blaß geworden. Ihre Hände zitterten vor Aufregung. „Warum sprechen Sie so zu mir? Jetzt — wo ich diese Aufgabe vor mir habe . . .“ Ihr Ton war unsicher. Und nun hob sie den Blick und sah ihn fast furchtbar an.

„Sie geben die Fahrt nicht auf, Fräulein Ottilie?“

Sie rang nach Luft und schluckte. Gewaltsam raffte sie sich zusammen. „Nein!“ stieß sie dann aus — aber nur halblaut, fast erschöpft.

In diesem Augenblick wurden in nächster Nähe Rufe laut. Die „Sturmschwalbe“ tanzte in einer Entfernung von kaum zehn Metern auf und nieder. Frau Eve war nicht sichtbar: aber drohend und aufgeregert starteten Lebeau

und Arhansen aus der Luke herüber. „Was soll's, Doktor?“ rief Lebeau außer sich. „Noch eine Minute! Wir müssen das Boot in Position bringen!“

„Ich steure es nicht! — Ich bleibe hier!“

„Sind Sie von Sinnen?“ —

Otti streckte abwehrend die Hand gegen Studradt aus. „Sie dürfen mich nicht hindern . . .“

„Hindern will ich Sie nicht. Ich will Ihnen nur zur Seite sein, wenn Ihnen Gefahr droht.“

Aug' in Aug' hielt sie ihm gegenüber. „Ich — fürchte — mich — nicht!“ Tonlos kam es von ihren Lippen.

„Das weiß ich jetzt, Fräulein Ottilie. Sie sollen sich auch nicht fürchten. Vertrauen sollen Sie. Nehmen Sie die Steuerung. Ich setze mich hierher. Da drüben ist Frau Eve an Bord. Dort ist nicht mein Platz. Der ist hier.“

„Ich verstehe nicht . . .“

„Weil ich hier Zeuge Ihres Triumphs über Frau Eve und ihren Anhang sein kann.“

„Wie ist das nur — geschehen?!“

„Studradt!“ schrie Lebeau noch einmal von drüben. Es lag Wut in seiner Stimme.

. . . Der dritte Schuß . . . Ottilie zögerte nur eine einzige Sekunde. Dann griff ihre Hand ins Steuerrad — ein paar kurze Zurufe, die Braumann, sofort wieder gelassen und ganz im Dienst, zur Kontrolle wiederholte — und in kurzer Kurve ein paar tüchtige Wellenkämme schneidend, ganz auf die Leeseite sich legend, ging „Delfers II“ über die Startlinie seewärts . . .

Die „Schlachtenbummler“ an Bord der Begleitdampfer kamen nicht auf ihre Rechnung. Die paar flinken kleinen Ungeheuer, die an ihnen vorüberschossen, waren im Nu draußen im Regen entchwunden. Bald sah man auch die Torpedoboote nicht mehr, die den Konkurrenten auf der Rennstrecke folgten. Bereits vor Büsk, in der Höhe von Stein, stand eine ganz erhebliche See, die sich bis zur Glocken- und Heultonne noch kräftiger entwickelte. Die See war hier völlig seitlich und mußte den winzigen Motorbooten böse Schwierigkeiten bereiten haben. In Höhe der Howachter Bucht lief der Wind noch weiter über Norden herum. Dann blieb er auf Nordost stehen. Selbst auf den staatlichen Begleitdampfern begann es nun ungemütlich zu werden. Viele Damen mußten sich hinlegen.

In Fehmarnfund flaute der Wind ein wenig ab. In der Neustädter Bucht aber, als die See achterlich und ziemlich hoch lief, kamen die Dampfer so stark ins Gieren, daß von vielen Passagieren dem Gott Neptun Opfer gebracht wurden.

Geradezu voll Schauder gedachte man der Fahrt, die die kleinen Motorboote hier gehabt haben mochten.

Wie viele das Rennen überhaupt aufgenommen hatten, wußte niemand zu sagen. Im letzten Augenblick vor dem Starten war noch eines der wichtigsten Boote ausgeschieden: die „Sturmschwalbe“ der in der jüngsten Zeit so viel genannten Firma Lebeau & Studradt.

*

Schaumkämme und Gischt — Regen und Sturzseen! An Bord von „Olfers II“ drei Menschen in stummer, ununterbrochener, verantwortungsvoller Arbeit. Alle Nerven sind angespannt. Braumann kauert auf den Knien neben dem Motor und lauscht. Sein Mechanikerohr überhört das Heulen und Pfeifen des Windes, das Rauschen und Reißeln der See, die gegen die Bordwände arbeitet; es achtet nur auf den Pulsschlag der Maschine. Am Steuer steht Ottilie Olfers. Ihr Blick ist geradeaus gerichtet — so oft das Boot über einen der Wellenberge hinwegstreicht, erfährt er wieder das über der nächsten Woge flatternde Signalfähnchen, das die Rennstrecke bezeichnet. Und in atemloser Spannung hält Studradt neben ihr — fast Schulter an Schulter mit ihr. Sein Blick hat dasselbe Ziel — seine Gedanken haben dieselbe Richtung, ihre Wünsche und ihre Hoffnungen sind mit einem Schlage die seinigen geworden — ihr Ehrgeiz ist der seine.

Braumann hebt ab und zu den Kopf, vergleicht Tabelle, Karte, Uhr und Zeiger und meldet die Zeiten.

Ein paarmal erpäht Studradt — nur für Sekunden — hinter Schaum und Gischt und graugrüner Woge die dunkle Silhouette eines andern Bootes. Es ist die mächtig vorwärtsschießende „Kathérine“ — oder es ist sonst einer der großen Konkurrenten. Bloß an der Bauart erkennt er's, die Nummern lassen sich in dieser Hast nicht feststellen. Und von Zeit zu Zeit überholt man einen der großen Segler. Da ist's dann, als ob Menschenstimmen übers Wasser klängen. Nur für eine Sekunde. Ist's ein Aufschrei — ist's ein Jubelruf? Vielleicht ein seemannisches

„Hipp hipp hurra!“ — Einmal rollt auch ein Schuß über den Sund, unheimlich nah.

Der Motor arbeitet mit wundervoller Leichtigkeit — und der Bootsleib bedient sich seiner mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, als ob er mit ihm geboren wäre: das feine Werk arbeitet wie das Herz in einem elastischen, sportgeübten, widerstandsfähigen Menschenkörper. Und der Wille und das Auge lenken den Lauf. Es gibt keine Ruhepause. Die höchste Leistung muß erreicht werden. Die Strecke mißt fünfundsechzig Seemeilen — „Olfers II“ ist einer Durchschnittsgeschwindigkeit von zweiundzwanzig Seemeilen in der Stunde fähig. Er muß Wind und Wetter Troß bieten — er muß . . .

Ein paarmal hebt eine starke See das winzige Fahrzeug hoch empor und will es zur Seite schleudern — aber die Insassen werfen sofort ihre eigene Last dagegen, ohne Zuruf, ohne Verabredung, und das Boot gleitet fast senkrecht von dem Wellenberg hinunter, wühlt sich mit der Spitze tief ein, richtet sich wieder auf und teilt das flaschengrüne Wasser, so daß sich links und rechts breite Gischtbahnen bilden, deren dichter Sprühregen sich über die Insassen ergießt.

Häufiger werden die flatternden Fähnlein über den hin und her schwankenden Böjen — häufiger wird das Passieren anderer Fahrzeuge. Man sieht nicht mehr: kommen oder gehen sie? Sie tauchen auf, blißschnell, und verschwinden.

Aber nun wird das Wasser merklich ruhiger. Der Regen hat aufgehört. Es wird auch wärmer. Man ahnt die Nähe von Land. Und in schnellerer Folge als bisher vernimmt man Zurufe. Jrgendwoher. Einmal auch ein paar Takte Musik.

In wenigen Minuten muß „Olfers II“ am Ziele sein. Von den Südwestern läuft das See- und Regenwasser auf die Olmäntel. Die Gesichter sind tiefend naß. Aber die Augen leuchten.

Mit der erklammten Hand zieht Studradt die Uhr und kauert neben Braumann beim Motor nieder. Unterm Glas, festgepreßt, liegt da die Karte. Dabei die Tabelle. Sie rechnen.

Otti hat sich frei aufgerichtet. Sie braucht nicht mehr gegen Wind und Wellen als ihre Feinde anzukämpfen. Die treiben das Fahrzeug jetzt dem Sieg in die Arme.

Links und rechts halten schaukelnde Boote — größere Segler und kleinere Kutter. Man jubelt dem durch die immer schmalere werdende Gasse dahinjauenden Fahrzeug zu. Der Molentkopf des Travemünder Piers taucht auf. Ganz vorn hält eine Gruppe Herren, die scharf visieren: der eine schwingt jetzt grüßend die Mütze ...

„Zwei Stunden achtundfünfzig Minuten siebenunddreißig Sekunden!“ meldet Stuckradt der Führerin des Bootes —

Nun verlangsamt „Olfers II“ die Fahrt. Von links und rechts nähern sich andre Boote. Und fröhliche Glückwünsche werden laut.

Ottis Hände umklammern noch immer das Steuer: aber das Boot hat gestoppt und treibt nur noch in langsamer Fahrt im Schutz der Mole.

Stuckradts Rechte legt sich auf die ihre. Und im sanften Druck erwärmen sich die beiden Hände.

„Olfers II“, gesteuert von der Besitzerin, der Sieger in der Regatta um das Goldene Schiff, hat mit zwei Stunden achtundfünfzig Minuten sechsunddreißigzweidrittel Sekunden eine glänzende Leistung hinter sich gebracht: jedenfalls die kürzeste Fahrzeit, die je von einem Fahrzeug für diese Distanz auf See gebraucht worden ist!“

In dieser Form trug der Draht die Meldung der Schiedsrichter über die Rennergebnisse noch in derselben Stunde nach allen Hauptstädten, und die Abendblätter brachten sie von Haus zu Haus.

In Kiel wurde der Inhalt der Depesche aus Travemünde aber schon am Nachmittag bekannt, und Peter Broschwig erfuhr in der Besuchsstunde von einem Bekannten noch näheres über den Start. Darunter etwas, das er geradezu für ein Märchen halten mußte. Denn wie war das denkbar: Stuckradt an Bord von „Olfers II“?!

Als ihm gleich nach dem Weggang des Besuchs der Krankenwärter den Rechtsanwalt Camphöven anmeldete, richtete er sich in großer Erregung auf; er konnte es kaum erwarten, bis die Tür des kahlen, kleinen Stübchens sich wieder aufthat.

Camphöven war selber noch ganz fassungslos über das tollkühne Unternehmen von Ottilie Olfers — und nicht minder über die sensationelle Schwenkung von Stuckradt.

„Also — es stand doch fest, daß unser Boot nicht

mitstartete. Ich kam darum erst nach neun Uhr zum Klubhaus, eigentlich herzlich wenig interessiert. Bei dem miserablen Wetter hatten auch meine Damen die Fahrt nicht wagen wollen. In unserem Haus dachte ja kein Mensch im Ernst daran, daß das Rennen abgehalten würde. Und da nun die Nachricht: der Starter hatte die Boote schon entlassen — und unter den wenigen Konkurrenten befand sich ‚Olfers II‘. Von der Besitzerin gesteuert! Ich lief herum und fragte, wollte natürlich mehr hören, aber niemand wußte Genaueres. Da traf ich endlich meinen Kollegen Lepke. Und der legt voller Aufregung über Stuckradt los. Arhausen, Frau Eve Olfers und Lebeau waren gerade auf ‚Sturmschwalbe‘ vom Start zurückgekehrt, ergebnislos, denn Stuckradt — fuhr mit auf ‚Olfers II‘! Ich traute meinen Ohren nicht. Und Lepke erzählt mir: daß Stuckradt noch den Abend zuvor den Rest seines Barvermögens darangegeben hat, um ‚Sturmschwalbe‘, die gepfändet war, auszulösen!“

Peter Proschwitz lag bewegungslos da und lauschte. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Camphöven wiederholte sich in seiner Schilderung — einzelne Punkte erwähnte er zweimal, dreimal, ohne es in seiner Aufregung zu merken.

„Meine Frau ist außer sich — Schrötters beteuern, sie hätten keine Ahnung gehabt — auch Drygalski will nichts von dem abenteuerlichen Plan gewußt haben. Aber Otzi muß es schon gestern mit Braumann fest verabredet haben. Nein, nein, nein, solch eine Verwegenheit! Und Graf Grote sprach ich. Der war an Bord des Startschiffs, als die Sache losging. Er sagt, in dem heillosen Schandwetter und dem allgemeinen Durcheinander hätte man nicht die ganze Startzone übersehen können, aber er schwört darauf, daß kurz vor dem Starten noch zwischen ‚Sturmschwalbe‘ und ‚Olfers II‘ ganz energische Auseinandersetzungen stattgefunden hätten.“

„Und glaubt er — den Grund zu kennen?“ fragte Proschwitz, der auffallend bleich war, zögernd. „Den Grund für die seltsame Haltung von Stuckradt?“

Camphöven strich sich mit beiden Händen über sein steif emporstehendes hellblondes Haar. „Ja, Kunststück — mehr als vage Vermutungen hat er auch nicht.“

„Aber — was vermutet er?“

„Grote hat ja stets nur den einen Standpunkt: cher-

chez la femme! — Da saß nun in ‚Sturmschwalbe‘ Frau Eve Dlfers, in ‚Dlfers II‘ ihre Stieftochter. Ich gebe zu: der Wettkampf hatte in dieser scharfen Form, wo sonst nur noch eine Handvoll Boote in Frage kam, geradezu eine persönliche Note. Und die beschämende Tatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen: Frau Eve Dlfers kämpfte gegen das Boot ihres verstorbenen Mannes. Ein Mensch wie Lebeau oder wie Arghausen, für den es in allen Fragen immer nur den eigenen materiellen Vorteil gibt, der kümmert sich in solchem Augenblick um derlei Gemütswerte nicht. Aber Studradt fühlte sich vor eine schwere Entscheidung gestellt — und da siegte wohl sein Herz über die Vernunft.“

Proschwiz rührte sich noch immer nicht. Er sagte nur zögernd und tonlos: „So meint — der Graf Grote?“

„Na. Und Lepke sagt es auch. — Ich kann kaum erwarten, bis Nachricht von Ottilie da ist, auf welchem Wege sie heimkehrt. Meine Frau ist gleich mit der Bahn nach Travemünde gefahren, schon um ihr trockenes Zeug zu bringen. Ich habe noch einen Termin. Wenn sie nur endlich hier wäre . . .“

Nun glitt ein mattes Lächeln über die Züge des Kranken. „Sie wird doch heute abend das Festbankett in Travemünde mitmachen — die Preisverteilung. . . . Mitten auf der Tafel vor ihr der schöne Aufsatz, das ‚Goldene Schiff‘, und sie selbst auf dem Ehrenplatz beim Protektor . . .“

„Unfinn, Proschwiz. Dafür ist sie ja gar nicht vorgesehen. Meine Frau auch nicht. Für offizielle Festlichkeiten war Ottilie nie.“

„Das ist ein besonderer Fall. Aus der Hand des Prinzen bekommt sie mit dem Siegerpreis den Triumph über Frau Eve!“

Camphöven nickte. „Der ist ihr freilich zu gönnen. Ich habe diese Frau schließlich gehaßt. . . . Aber unerklärlich, ganz unerklärlich ist mir's noch immer, daß Studradt ein solches Opfer bringen konnte . . . denn ein ganz gewaltiges Opfer ist es doch, die einzige, vielleicht die letzte Chance aufzugeben. . . . Wie in der Firma Lebeau & Studradt die Geschäfte stehen, ist morgen vielleicht ‚Sturmschwalbe‘ schon wieder gepfändet — und Studradts Mittel sind nun erschöpft.“

„Vermutlich ist sein Haß auf Frau Eve Dlfers ebenso groß wie der Ihre,“ sagte Proschwiz müde lächelnd.

„Bewahre. Die Frau ist ihm höchstens gleichgültig geworden — jetzt, wo er sie ganz erkannt und durchschaut hat. Das Ausschneiden von ‚Sturmschwalbe‘ kann sie übrigens leicht verschmerzen. Für Stuckradt bedeutet es den Rest seines Vermögens — für Frau Eve und ihren Papa nur ein paar tausend Mark. Nein, sein Haß hätte sich da schon anders betätigen müssen.“

„Kann ein Mann Frau Eve Olfers tiefer treffen, als wenn er sie verschmäht und sich um ihre junge Rivalin bemüht?“ Proschwitz legte sich zurück und schloß die Hände in seinem Nacken, gedankenvoll emporblickend.

Nun lachte der Rechtsanwalt. „Wie ulkig Sie das sagen, Proschwitz. Manchmal schien mir’s ja selber so. Aber dann dacht’ ich immer: nein, nein, nein, es kann ja nicht möglich sein! Sonst würden sie sich doch ein mal wenigstens verraten haben. Aber das Menschenherz ist ja so rätselvoll — und in Liebesfragen ist’s erst recht unberechenbar. Freilich, ich bin schon bei Jahren und verstehe die Jugend nicht mehr so ganz. Aber vielleicht haben Sie recht, Proschwitz.“

Der Kranke atmete tief auf. „Die Menschen sind darin wohl immer verschieden gewesen. Ich würde mich doch auch nicht verraten haben in so einem Falle ...“

„In was für einem Falle?“

„Na, sagen wir, wenn ich ein Mädchel lieb gehabt hätt’!“

„Unsinn. So was sagt man schließlich doch einmal. Wie soll sie’s denn sonst erfahren?“

„Ja — sehen Sie, Herr Camphöven — vielleicht ist das eine ganz besonders große Liebe, möcht’ ich sagen — die darauf verzichtet, sich zu verraten. ... Ich meine nur, es könnte solche Fälle wohl geben, wo die Sache an sich aussichtslos ist — und wo ein Geständnis schließlich nur ein andres Glück trüben würde ...“ Er lachte und ließ seine Arme fallen. „Aber da geraten wir ins Philosophieren — und Sie versäumen Ihren Termin!“

Camphöven gab ihm, aus seiner Zerstreuung auf-fahrend, die Hand und wünschte ihm gute Besserung. Auf dem Weg vom Krankenhaus zum Bureau dachte er noch ein Weilchen über das Gespräch nach. Er hatte in dem sonst so berben jungen Menschen so viel Zartheit der Empfindung bisher gar nicht vermutet gehabt. Eine gute, treue Seele war er jedenfalls. Und er freute sich, daß der Erfolg von „Olfers II“ auch ihm zugute kam.

Mitten auf der Straße blieb Camphöven plötzlich stehen. — Hatten Proschwiz' närrische Redereien etwa einen tieferen, ernsteren Hintergrund? So seltsam war sein Ton gewesen — und sein Lächeln so seltsam schmerzlich. Aber energisch schüttelte er dann seinen Absenkopf und stapfte weiter.

Das waren ja Hirngespinnste!

In der Mittagsstunde des ^{*}folgenden Tages saß Otti Olfers an derselben Stelle neben Peter Proschwiz' Krankenlager.

Ihre Gesichtsfarbe war von Wind und Wetter noch um einen Schatten dunkler geworden. Aber es lag ein Zug in ihrem Antlitz, den Proschwiz' bisher noch nicht an ihr gekannt hatte. Viel durchgeistigter erschien ihm ihr Ausdruck. Und ihre braunen Augen hatten das kindlich Fragende verloren. Stolztes Selbstbewußtsein sprach daraus.

Hatte die Gefahr dieser schweren Stunden ein Weib aus ihr gemacht?

Als sie mit Blumen zu ihm ins Zimmer trat, war es ihm, als ob der Frühling leibhaftig ihn besuchen käme, während draußen noch immer Regen und Wind ihr Unwesen trieben.

Er hatte nun sämtliche Berichte in den ihm vom Krankenwärter gebrachten Zeitungen genau durchstudiert. Das gestrige Abendblatt hatte schon einen kurzen Bericht über den Start gebracht. Im Anschluß daran hieß es: „Die Gründe, die die Führung von ‚Sturmschwalbe‘ bewogen haben mögen, im letzten Augenblick auf die Wettfahrt zu verzichten, kennen wir nicht. Unter den gemeldeten Fahrzeugen wäre ‚Sturmschwalbe‘ vielleicht der Konkurrent gewesen, den ‚Olfers II‘ zu fürchten gehabt hätte. ‚Olfers II‘ war mit Bravour gesteuert. Das Steuer führte Fräulein Otti Olfers, die einzige Dame, die konkurrierte, übrigens die Tochter des Erbauers von ‚Olfers II‘. Außer dem Maschinisten Braumann fuhr an Bord des siegenden Bootes der bekannte Ingenieur Doktor Studradt das Rennen mit, dessen Firma auf die Beteiligung an der Wettfahrt verzichtet hatte.“

In den schlaflosen Stunden der vergangenen Nacht hatte Proschwiz im Geiste die Fahrt mitgemacht — und er hatte dabei nicht nur mit Wind und Wellen gerungen,

die dem tapferen Boot den Sieg streitig machen wollten, viel heftiger, viel verzweifelter noch mit dem fremden Eindringling, der es mit zum Siege führte.

Aber als Otti Olfers nun da auf dem Stuhle neben seinem Bett saß und er den Stolz und das Glück aus ihren sonst so ernsten Zügen leuchten sah, da wußte er, daß alles Ringen vergeblich war.

Er ließ sie berichten. Nur ab und zu warf er interessiert eine technische Frage dazwischen. Sie geriet bei der Schilderung der Rennfahrt selbst ins Feuer. Das stand ihr gut. Und er nickte ihr lächelnd zu.

Mit Frau Camphöven hatte sie gestern abend dann doch noch an dem Bankett teilgenommen. In dem Durcheinander von Gesellschaftsdreß und Sportgewändern war ihre improvisierte Toilette unbeachtet geblieben. Nach dem Toast auf den Protektor der Regatta hatte man den Sieger gefeiert.

„Wäre ich ein Mann gewesen, Proschwiz, dann hätte ich aufstehen müssen, um all den Leuten zu erklären, daß ich nur das Werkzeug des Siegers war. Den Sieg hat Vater errungen — und Sie waren sein getreuer Helfer. Drum, sehen Sie, als die Festgäste ‚Hoch!‘ riefen — da duckte ich mich. Mir kam all die Ehre ja gar nicht zu. Aber über den Sieg des Bootes bin ich unsagbar glücklich. Und geben Sie nur acht, Proschwiz, das wird der Grundstein zu einem kleinen Vermögen für unsre junge Firma.“

Er schüttelte den Kopf. „Das mit der Firma war doch nur Formsache. Natürlich scheid’ ich jetzt aus.“

„Wieso?“

„Ich habe bei Olfers & Kompanie kein rechtes Feld zur Betätigung mehr. Mit dem Hin- und Herlaufen wird’s bei mir hapern. Ich brauche eine Arbeit, bei der ich stille sitzen kann. Wahrscheinlich suche ich mir eine Stellung in einem Konstruktionsbureau.“

„Aber Proschwiz! Glauben Sie denn, das Haus Olfers verläßt Sie — jetzt in der Not?“

„Was kann ich der Firma noch sein! Mit Camphöven hab’ ich auch schon darüber gesprochen, daß Sie mich ziehen lassen müssen.“

Sie lächelte. „Er hat aber Großes mit Ihnen vor, Proschwiz, was Sie noch nicht wissen. — Also: von der Firma soll der Bau der Fabrikboote abgezweigt werden.“

Und der soll dann eine neue Firma hier in Kiel geben: Peter Proschwitz. Was? Gefällt's Ihnen so?"

"Sie meinen's gut mit mir. Ich weiß es. Aber das ist — so ein großes Geschenk . . ."

"Kein Geschenk, Proschwitz. Nur Ihr Recht — und unser Dank. Muß es nicht so sein zwischen alten Freunden? Oder sind wir das nicht mehr?"

"Nein, Fräulein Ottilie."

"So. Sie haben mir etwas übel genommen?"

"Bewahre. Aber ich weiß, daß Sie jetzt einen Freund haben, der Ihnen mehr sein kann als ich. Und mehr sein soll. Das Opfer, das er Ihnen gebracht hat, ist so groß . . . dagegen verschwindet alles andre . . ."

Nun stand sie langsam auf. Noch immer war Studrads Name nicht zwischen ihnen gefallen. Aber es war auch gar nicht nötig, daß sie ihn nannten. In ihre Schläfen war das Blut geraten. Ihre Augen hatten sich geseuchtet. Lange schwieg sie. Aber ihrem Antlitz lag etwas wie Verklärung. "Ich bin seine Braut, Proschwitz," sagte sie endlich leise. "Von dem Opfer, das er mir gebracht hat, wußte ich nichts. Erst vorhin hat mir's Camphöfen verraten. Sie sollten der erste sein, der von meinem Glück erfährt. Und nun bereiten Sie mir solchen Kummer."

"Kummer will ich Ihnen nicht bereiten, Fräulein Ottilie. Nein, ganz gewiß nicht." Er atmete tief auf. "Was Sie mir bieten — es ist eine sichere Zukunft, das weiß ich wohl — nehm' ich also an. Mit viel, viel herzlichem Dank. Aber dann . . . dabei muß es schon bleiben . . . auf der Werft sehen Sie mich nicht mehr."

"Proschwitz! Was soll das? Warum? Wie meinen Sie das?"

"Als Arbeiter bin ich ersetzlich. Und der getreue Eckart ist in Ihrem Haus entbehrlich geworden. Seine lautere Gesinnung hat Ihr Verlobter bewiesen. Unter schwierigeren Verhältnissen. Und darum — darum gönne ich Sie ihm . . ." Er streckte energisch die Hand aus. "Und ich wünsche Ihnen beiden von Herzen Glück!"

Ein fester, kameradschaftlicher Händedruck. Das war alles. Mit keinem Wimpernzucken, mit keiner Silbe verriet Peter Proschwitz, was durch seine Seele ging.

Nur ein feines weibliches Ahnen sagte es Ottilie. Und eine tiefe, innige Rührung ergriff sie. Aber auch sie verriet dem Freunde nichts davon in dieser Trennungsstunde.

Sie besprachen dann noch allerlei Geschäftliches. Selbstverständlich trat ihr Bräutigam in die Firma Olfers ein. Aus dem Zusammenbruch des Hauses Lebeau & Studradt rettete er nichts als das Bewußtsein, daß für die Eingeweihten sein Name makellos geblieben war. Wie Studradts ehemaliger Sozjus sich die Zukunft dachte, darüber hatte Arhausein keine Unklarheit gelassen: war es doch zwischen dem vielgewandten Lebeau und Frau Eve längst zu einer vollen Einigung gekommen.

Otti konnte darüber ohne jede Erregung sprechen. Ihre Stiefmutter war ihr so fremd geworden, daß sogar der Gedanke an deren etwaige Wiederverheiratung sie völlig unberührt ließ.

Die Besuchsstunde ging zu Ende. Ottilie mußte aufbrechen.

Wieder reichten sie einander die Hand. Und noch einmal sagte Peter Proschwitz seinen Glückwunsch.

„Ich danke Ihnen für alles, Proschwitz,“ sagte Ottilie bewegt. „Ich danke Ihnen für Ihre Treue.“

Und dann ging sie.

Proschwitz lauschte dem festen, sicheren Schritt, der sich draußen entfernte. Der Duft der Blumen, die auf der Decke lagen, berauschte ihn für ein paar Augenblicke. Er preßte das Gesicht in den blühenden Gruß, den ihm Ottilie gebracht hatte. Lange blieb er so liegen. Als er die Blumen dann sinken ließ, tropfte es heiß darauf nieder aus seinen blauen Seemannsaugen.

Es war das erste Mal, daß der tapfere Peter Proschwitz weinte.

Von seinem Schmerz ahnte Ottilie Olfers nichts. Er hobenen Angesichts schritt sie der Werkst zu, ein junges Lächeln auf den Lippen, ihr junges Glück in den Augen.

Auf der Werkst wartete Studradt ihrer schon voller Ungeduld.

Sie ging in festem, sicherem Schritt dem neuen Leben entgegen, in dem sie einen wackeren Kameraden an ihrer Seite wußte.

t.
ot
s
e
n
er

n.
ar
ie

sf

ch

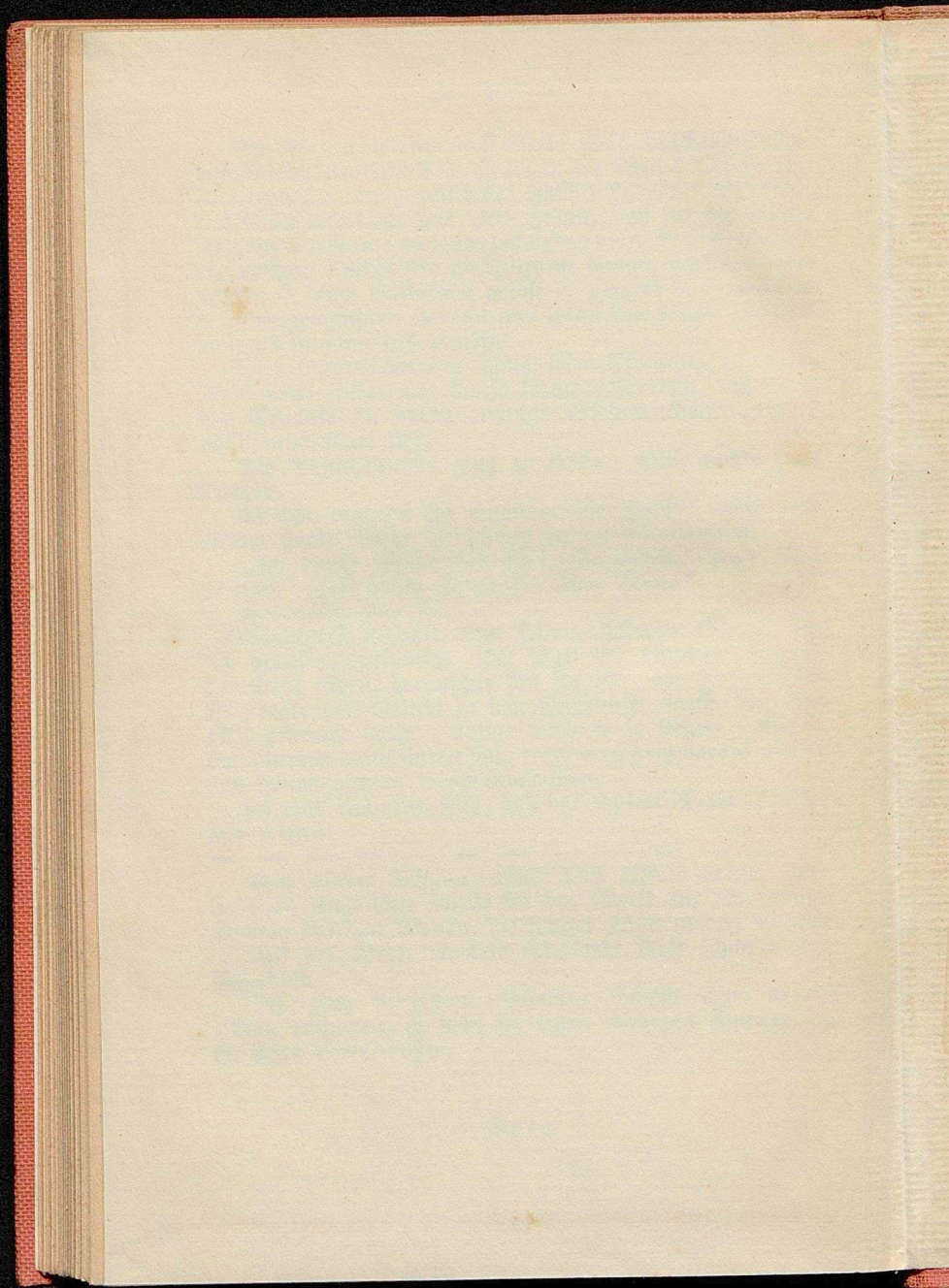
tti

er
uf
fe.
ym
er
der

ch

—
Fr
ges
en.
ller

uen
den



20

481

82 159, 26

a

Philologische Bibliothek - FU Berlin



2227561/188

